

geistiger Erhebung in theoretischen Fragen andrerseits. Wenn wir ein englisches Buch über historische, juristische oder irgend welche verwandte Materien aufschlagen, so finden wir darin selten das eigentliche Fundament, den letzten Grund der Dinge. In allen Gebieten und namentlich in den politischen Wissenschaften, hat die reine Lehre, die Philosophie, die Wissenschaft im eigentlichen Sinne auf dem Continent einen viel günstigeren Boden gefunden als in England; wenigstens hat sie dort einen weit kühneren und mächtigeren Aufschwung zu nehmen vermocht. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der verschiedene Charakter der Entwicklung der Civilisation in den beiden Gebieten zu diesem Resultat sehr viel beigetragen hat.“

Älteste griechische Geschichte und Sage.

(Eine Besprechung der beiden ersten Bände von Grote's Geschichte Griechenlands. *)

Das Interesse der griechischen Geschichte ist unerschöpft und unerschöpflich. Als bloße Erzählung kann kaum irgend ein anderer Theil beglaubigter Geschichte mit ihr wetteifern. Ihre Charaktere, ihre Situationen, selbst der Gang ihrer Ereignisse, alles ist episch. Sie ist ein Heldengedicht, dessen handelnde Personen Völker sind. Auch bietet keine andere uns in gleichem Maß bekannte Geschichte eine so reiche Fülle von Folgen für das jetzt lebende Geschlecht. Die wahren Vorfahren der europäischen Nationen sind, wie man treffend bemerkt hat, nicht diejenigen, aus deren Blut sie hervorgegangen, sondern diejenigen, von denen sie das reichste Theil ihres Erbes übernommen haben. Die Schlacht bei Marathon ist selbst als ein Ereigniß der englischen Geschichte wichtiger als die Schlacht bei Hastings. Wäre der Ausgang jenes Tages ein anderer gewesen, die Britten und die Sachsen würden vielleicht noch jetzt in ihren Wäldern umherschweifen.

*) Edinburgh Review, October 1846.

Auch sind die Griechen an sich das merkwürdigste Volk, das bis jetzt existirt hat. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß sie dem Ideal menschlichen Charakters oder socialer Anordnungen am nächsten gekommen sind, so weit überhaupt da, wo alle noch so unendlich weit entfernt sind, ein solcher Ausdruck statt-haft sein kann. Ihre Einrichtungen, ihre Lebensordnung, selbst das, was ihre größte Auszeichnung bildet, der Typus ihrer Gefühle und die Entwicklung ihrer Fähigkeiten standen zwar nicht den gesammten, wie wir wünschen sagen zu können, aber doch den besten Schöpfungen der modernen Civilisation entschieden nach. Nicht die erreichten Resultate, sondern die zu ihrer Erreichung erforderlichen Kräfte und Anstrengungen geben den richtigen Maßstab für ihre Größe als Volk. Mit Ausnahme des Christenthums haben sie fast in Allem, worauf die moderne Welt stolz ist, den Anfang gemacht. Wenn sie sich auch in manchen Dingen nur wenige Stufen über die Barbarei erhoben, so waren sie doch, so weit wir wissen, unter allen Nationen die einzige, welche sich durch eigene Bemühung und ohne den Spuren eines vorgeschrittneren Volkes zu folgen, aus der Barbarei emporarbeiteten. Wenn bei ihnen, wie in dem ganzen Alterthum, die Sklaverei als Institution existirte, so waren sie nichts destoweniger die Schöpfer politischer Freiheit, ihr großes Vorbild und ihre Quelle für das moderne Europa. Wenn ihre Zwistigkeiten, Eifersüchteleien und Kriege zwischen Stadt und Stadt den Untergang ihrer nationalen Unabhängigkeit herbeiführten, so machten sie doch die Künste des Krieges und der Regierung, die in diesen innern Kämpfen zur Entfaltung kamen, zu den Ersten, welche große Reiche unter einer civilisirten Herrschaft vereinigten, zu den Ersten, welche jene Schranken engherzigen Nationalgefühls, die ihnen selbst so verhängnißvoll geworden waren, durchbrachen und dadurch, daß sie griechische Ideen und die griechische Sprache zum Gemeingut eines großen Theils der Erde erhoben, jene allgemeine Verschmelzung der Racen und Nationen begannen, die dann von den Römern weiter verfolgt wurde und dem Kosmopolitismus der Neuzeit den Weg bahnte.

Sie waren das erste Volk, das eine historische Literatur be-saß, die in ihrer Art, wenn dies auch nicht die höchste Art ist, ebenso vollkommen war, wie ihre Redekunst, ihre Poesie, ihre Plastik und ihre Baukunst. Sie waren die Begründer der Mathe-matik, der Physik, des inductiven Studiums der Politik, von dem wir schon in Aristoteles ein so frühes Beispiel finden, der Philo-sophie der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens. Nach jeder dieser Richtungen thaten sie die ersten Schritte, welche die

unerläßliche Voraussetzung für alle weitere Entwicklung bildeten, Schritte, welche nur von Geistern gethan werden konnten, die ihrem innersten Wesen nach befähigt waren, alles zu leisten, was seither erreicht worden ist. Mit einem religiösen Glauben, der der Speculation außerordentlich ungünstig war, weil er eine fertige übernatürliche Erklärung der Naturerscheinungen lieferte, haben sie doch zuerst Gedankenfreiheit begründet. Sie zuerst befragten mit ihren Verstandeskraften Natur und Welt und wußten Antworten zu erhalten, die durch kein altbegründetes System des Priestertruges eingegeben waren und ihrem freien und kühnen Geist der Speculation, der sie in seinen Resultaten überlebte, war es vorbehalten, nachdem sie schon über sechzehn Jahrhunderte als Volk zu existiren aufgehört hatten, das Joch eines andern knechtenden Systems volksmäßiger Religion zu brechen. Zwei Jahrhunderte nationaler Existenz hatten für alle diese Dinge ausgereicht und es ist traurig daran zu denken, wie wenig im Verhältniß die zwanzig und mehr Jahrhunderte, die seitdem verflossen, geleistet haben.

Ein treues und lebendiges Bild eines solchen Volkes zu geben, zu zeigen, was es war und that, und soviel als möglich nachzuweisen, durch welche Mittel es all das erreichte — welche Ursachen eine solche meteorartige Kraftäußerung der menschlichen Natur hervorriefen oder unterstützten, welche Fehler oder welches Verhängniß sie zum Stillstand brachte, aus den Eigenschaften, welche die Griechen in ihrer Gesammtheit oder als Individuen entfalteten und aus den Arten, auf welche diese Eigenschaften unbewußt erzeugt oder künstlich herangebildet wurden, die für die Lenkung unsrer eigenen Welt geeigneten Lehren herzuleiten — alles das ist ein Unternehmen, das man noch nie systematisch versucht, überhaupt noch nie mit Erfolg versucht hat. Ein solches Unternehmen ist der erklärte Gegenstand des Werkes, dessen erste beide Bände uns jetzt vorliegen. Hr. Grote selbst bezeichnet es als die Aufgabe, die er sich gestellt, „das allgemeine Bild der griechischen Welt zuerst in seinem eigenen Geist zu verkörpern und es dann seinen Lesern vorzuführen.“ „Der Historiker,“ sagt er, „wird sich besonders bemühen, die selbständige Bewegung des griechischen Geistes klar zu machen, die von außen bisweilen unterstützt, aber nie etwas entlehrend einen kleinen Theil der sonst unnachteten und erstarrten Welt aufhellte, und die Wirkung jenes socialen Systems ins Licht zu stellen, welches nicht nur der Masse der freien Männer einen anderswo unbekanntem Grad des Schutzes gewährte, sondern auch dem schöpferischen Drang des Genius zur Anregung diente und den überlegenen Geistern so viel Freiheit ließ, daß sie sich über die

religiöse und politische Alltagsübung erheben, ihrer Zeit voraus-eilen und die Lehrer der Nachwelt werden konnten^{1*)}.

Es ist dies ein Unternehmen, das noch für eine ganze Reihe von Denkern Stoff bietet und das kein einzelner Historiker oder Philosoph zum vollständigen Abschluß bringen wird. Aber die Eigenschaften unseres Autors und der Inhalt dieser beiden ersten Bände rechtfertigen die Ueberzeugung, daß man ihn einst nicht nur als den ersten nennen wird, der dies Werk ernstlich unternommen, sondern auch als einen, der sehr viel dazu gethan hat, es seiner Vollendung zuzuführen. Wenn wir ihm den ersten Versuch einer philosophischen Geschichte Griechenlands zuschreiben, so wollen wir damit durchaus nicht die höchst verdienstlichen Leistungen seines Freundes und Vorgängers, des Bischof Thirlwall herabsetzen. Dieser ausgezeichnete Gelehrte hat für die Thatsachen der griechischen Geschichte viel gethan. Vor ihm hatte Niemand diese Thatsachen in ihrer Gesamtheit nach den gewöhnlichsten Regeln historischer Kritik in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft. Der einzige moderne Geschichtschreiber Griechenlands, der es versuchte oder auch nur vorgab, ein kritisches Beweisverfahren anzuwenden, machte davon nur Gebrauch, um Gründe zur Verwerfung aller Ueberlieferungen zu finden, die irgend einem Despoten oder Usurpator Unehre bringen konnten. Dr. Thirlwall hat Mitford als historische Autorität gründlich beseitigt, indem er an Stelle der vorurtheilvollsten Entstellung, durch welche jemals Parteilidenschaft die Geschichte einer entlegenen Zeit und eines fremden Volkes verkehrt hat, eine ehrliche und unparteiische Erzählung setzte, obgleich die schlichte Weise, in der er es that, durchaus nicht darauf berechnet war, eine ausreichende Vorstellung von der Größe seines Verdienstes zu geben. So hoch indessen Dr. Thirlwall's Werk mit vollem Recht als kritische Geschichte geschätzt wird, versucht es doch nicht eine philosophische Geschichte zu sein und man konnte auch nach seinem ursprünglichen Zweck dies nicht erwarten. Und obwohl es in seinem weitem Fortschritt in Umfang und noch mehr durch erweiterte Auffassung und dauernden Werth über den ersten Plan hinausgegangen ist, so hat doch dieser Plan keine radicale Aenderung erfahren und der wichtigste Theil von Hr. Grote's Unternehmen ist also durch jenes Werk in keiner Weise vorweggenommen worden.

Die Abtheilung, welche Hr. Grote vollendet hat und die jetzt

*) Vorrede VII u. VIII.

veröffentlicht ist, erscheint einigermaßen durch den Umstand beeinträchtigt, daß sie nicht einmal den Beginn jenes Theils der griechischen Geschichte in sich schließt, welcher für den gewöhnlichen wie für den philosophischen Leser das größte Interesse hat. Hr. Grote beklagt es in seiner Vorrede, daß bis so weit die religiöse und poetische Seite des griechischen Geistes im Vergleich zu seiner Begabung für das Handeln, Organisiren, Urtheilen und Speculiren in unverhältnißmäßiger Stärke hervortritt. Er hätte hinzufügen können, daß auch die Religion und Poesie nur die der ältesten Periode sind und einer Zeit angehören, über die hinaus man nichts kennt. Aunderthalb Bände sind dem Zeitalter der Sage gewidmet, und der weitere halbe Band führt uns nicht weit über die erste Dämmerung wirklicher Geschichte hinaus.

Die griechischen Sagen erzählt Hr. Grote ausführlicher, als irgend einer seiner Vorgänger für nöthig gehalten hat. Es hängt dies mit seinem Plan zusammen, die griechische Geschichte zu einem Gemälde des griechischen Geistes zu machen, was bis dahin Niemand ernstlich beabsichtigt hatte. Es gibt kein mächtigeres Element in dem griechischen Geist als die Sagen. Sie enthalten das, was die Griechen der historischen Zeit in Bezug auf ihre Vergangenheit glaubten. Sie bildeten auch die griechische Religion, und die Religion eines alten Volkes ist die Grundlage seines ursprünglichen Systems des Denkens über alle Fragen. Hr. Grote macht keinen Unterschied zwischen den Göttersagen und den Heroensagen. Er erzählt die einen wie die andern buchstäblich, wie die Dichter sie erzählten und wie sie von dem Volk bis auf die Zeiten des römischen Reiches herab geglaubt wurden. Ebensovienig wie aus den Göttersagen versucht er aus den Heroensagen historischen Stoff auszuschneiden. Er zweifelt nicht, daß manche von ihnen solchen Stoff enthalten, daß viele Erzählungen der heroischen Zeiten theilweise auf wirklichen Begebenheiten beruhen, aber er hält es für nutzlos, Vermuthungen darüber anzustellen, welches diese Begebenheiten waren. Die Belagerung von Troja ist ihm nicht in höherem Grade eine historische Thatsache, als die Geburten und Liebshäften der Götter, von denen Hesiod berichtet. Das einzige, was er in jenem wie in diesem Fall für historisch hält, ist die Thatsache, daß die Griechen die Sagen glaubten und die Dichter sie sangen. Ob sie von vornherein wie in spätern Zeiten auf die Autorität der Dichter hin geglaubt wurden, oder ob die Dichter ihre Erzählungen auf bereits cursirende Geschichten gründeten, vermögen wir nicht festzustellen; in manchen Fällen mag das eine, in manchen das andere stattgefunden haben, aber nach Hrn. Grote's

Ansicht ist das ganz unwesentlich, da ihm weder die Gedichte noch die sogenannten Ueberlieferungen im allermindesten den Charakter historischer Beweisstücke zu tragen scheinen.

Es ist dies im wesentlichen die Lehre Niebuhr's und in den Händen dieses ausgezeichneten Alterthumsforschers hat sie bei den englischen Gelehrten allgemein als vernichtend für die herkömmliche Auffassung der römischen Geschichte gegolten. Aber Niemand, selbst nicht der Uebersetzer Niebuhr's, Dr. Thirlwall, hatte die Lehre in derselben schonungslosen Weise auf die griechischen Sagen angewendet. Unbedingte Verwerfung hat sich auf die Göttergeschichten allein beschränkt. Zwischen diesen und den Heroengeschichten würde ein Grieche zu unterscheiden nicht vermocht haben. Seinem Geist schienen beide auf ganz demselben Zeugniß zu beruhen; beide bildeten gleichmäßig einen Theil seines Glaubens; übernatürliche Kräfte, übernatürliche Motive und Triebfedern der Handlung bilden in der Heroensage wie in der Göttersage das alles durchdringende Lebensprincip; die Götter spielen in der erstern eine ebenso hervorragende Rolle und sogar die Heroen sind wirkliche, wenn auch untergeordnete Gottheiten. Moderne Schriftsteller jedoch haben die übernatürliche Maschinerie (wie sich eine mit dem Geist des Alterthums ganz unbekannte Kritik auszudrücken beliebt) als eine Art bloßen Gerüstes betrachtet, das man beliebig abtragen könne, anstatt in ihr das Zimmerwerk zu sehen, das dem ganzen Bau seinen Halt gibt. Man hat die Geschichte des trojanischen Krieges auf die Autorität der Ilias hin erzählt, indem man dabei nur die Dazwischenkunft der Götter und alles, was in den menschlichen Charakteren und Motiven romantisch oder unwahrscheinlich schien, unterdrückte. Man schenkt also dem Dichter in allem, was nicht zu dem kleinen Detail der Erzählung gehört, gerade soviel Glauben, wie dem wahrhaftesten Zeugen in einem Gerichtshof, da wir ja auch die Angaben eines solchen nur insoweit glauben, als sie weder an sich unglaublich sind, noch auch durch ein beweiskräftigeres Zeugniß widerlegt werden. Dieser Art der Behandlung sagenhafter Erzählungen erklärt Hr. Grote entschieden den Krieg. Seine Erörterung der Glaubwürdigkeit sogenannter Ueberlieferungen ist in hohem Grade originell, und gestaltet das, was Niebuhr mehr voraussetzte als er es direct aussprach, zu bestimmten Principien und Regeln des Glaubens und Beweisens.

Die folgenden Stellen werden eine klare Vorstellung von dem eigentlichen Kernpunct seiner Auffassung geben:

„Indem man die halbhistorische Theorie auf die griechische Mythenerzählung anwendete, hat man oft vergessen, daß ein Zeug-

niß von einer gewissen Stärke oder ein positiver Grund zum Glauben geboten werden muß, ehe man uns auffordern kann, die innere Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der angeführten Begebenheiten zu erörtern. Man hat stillschweigend den Glauben der Griechen selbst ohne die mindeste Unterstützung von besondern oder zeitgenössischen Zeugen als ausreichend für diesen Fall betrachtet, vorausgesetzt nur, daß man von den mythischen Erzählungen genug abzieht, um alle innere Unwahrscheinlichkeit zu beseitigen. Man hat angenommen, daß der Volksglaube ursprünglich auf irgend einem bestimmten historischen Vorgang beruht haben müsse, bei welchem genau die nämlichen Personen, Dinge und Verhältnisse (oder zum mindesten die namhaftesten derselben), die wir in den ursprünglichen Mythen finden, ihre Rolle spielten. Wenn wir aber die psychagogischen Einflüsse prüfen, die in der Gesellschaft vorherrschten, aus der dieser Glaube erwuchs, so werden wir finden, daß ihr Glaube wenig oder gar keine Beweiskraft besitzt und daß die Entstehung und Verbreitung desselben sich ohne Voraussetzung einer besondern thatsächlichen Grundlage ausreichend erklären läßt.

„Die allgemeine Neigung, die halbhistorische Theorie in Bezug auf die Entstehung der griechischen Mythen anzunehmen, hat ihren Grund zum Theil in dem Widerstreben der Kritiker, den mythenbildenden Zeiten den höchsten Grad der Leichtgläubigkeit oder des Betrugs zur Last zu legen, und in der Voraussetzung, daß da, wo viel geglaubt wird, wenigstens ein Theil davon wahr sein muß. Diese Argumente würden einiges Gewicht haben, wenn die fraglichen Zeiten Aufzeichnungen besessen hätten, oder an kritische Forschung gewöhnt gewesen wären. Unter einem Volke aber, dem Aufzeichnungen fehlen und dem Forschung fremd ist, steht die Leichtgläubigkeit bei dem Erzähler wie bei dem Zuhörer auf dem Höhepunkt; die Vorstellung von bewußtem Trug ist überdies unzutreffend; denn wenn die Hörer geneigt sind, was ihnen erzählt wird, als Offenbarung der Muse hinzunehmen, so wird die Begeisterung des poetischen Schaffens dem von ihr ganz erfüllten Geist des Dichters eine ähnliche Ueberzeugung gewähren. Von dem Glauben jener Zeit kann man kaum sagen, daß er einen selbständigen, gesonderten Verstandesact bilde; er verschmilzt mit lebhafter Einbildungskraft und ernster Seelenbewegung, und überall, wo auf diese erregbaren Seiten des Geistes mächtig eingewirkt wird, kommt der Glaube ganz unbewußt und als etwas Selbstverständliches.

„Außerdem macht man selbst in unserer vorgeschrittenen Zeit, einen viel zu ausgedehnten und unterschiedlosen Gebrauch von

der Voraussetzung, daß da, wo viel geglaubt wird, nothwendig etwas wahr sein muß, daß gläubig angenommene Dichtung sich immer bis auf eine gewisse Grundlage historischer Wahrheit zurückverfolgen läßt. Der Einfluß der Einbildungskraft und des Gefühls beschränkt sich nicht darauf, Erzählungen, die eine thatsächliche Begründung haben, auszuschnücken, umzubilden und zu vergrößern; er wird auch oft selbständig neue Erzählungen schaffen, die jeder derartigen Grundlage entbehren. Ueberall, wo ein allgemeiner Inbegriff von Gefühlen vorhanden ist, welche Menschen, die in Gesellschaft leben, erfüllen, mögen diese Gefühle religiöser oder politischer Natur, Gefühle der Liebe und Bewunderung oder der Antipathie sein, werden alle Begebenheiten, welche solche Gefühle deutlich hervortreten lassen, bereitwillig geglaubt, rasch in Umlauf gesetzt und pflegen in den meisten Fällen leicht Geltung zu gewinnen. Hat man keine wirklichen Begebenheiten zur Verfügung, so werden bald Dichtungen bei der Hand sein, um der Nachfrage zu genügen; die vollkommene Uebereinstimmung dieser Dichtungen mit dem herrschenden Gefühl vertritt hier die Stelle des bestätigenden Zeugnisses, und bewirkt, daß sie nicht nur Glauben finden, sondern auch Entzücken erregen; sie in Frage zu stellen oder Beweise zu verlangen ist eine Aufgabe, an die sich Niemand wagen kann, ohne sich übler Nachrede auszusetzen. Für diese Tendenzen des menschlichen Geistes finden wir eine überreiche Fülle von Belegen in den unzähligen religiösen Sagen, welche in den verschiedenen Theilen der Welt im Umlauf waren, und welche ihren Ursprung nicht von bestimmten entstellten und übertriebenen Thatsachen, sondern von frommen Gefühlen herleiteten, welche die ganze Gesellschaft durchdrangen, und welche rührige und phantasiereiche Geister in Erzählungen umsetzten, in denen nicht bloß die Begebenheiten, sondern oft auch die handelnden Personen unwirklich sind, in denen aber das erzeugende Gefühl, das sich seinen Stoff wie seine Form schafft, noch deutlich erkennbar ist. Auch andere Gefühle als religiöse, wenn sie nur stark und weit verbreitet sind, werden in cursirenden Erzählungen ihren Ausdruck finden und zu einem Theil des Volksglaubens werden; jeder berühmte und volksbekannte Charakter wird die Quelle von tausend Dichtungen, welche seine Besonderheiten personificiren. Und wenn es wahr ist, was wie ich glaube uns die Beobachtung der Gegenwart zeigen kann, daß selbst heutzutage, wo das Material wahrer Geschichte in solcher Fülle vorhanden ist und kritisch studirt wird, derartige schöpferische Kräfte sichtbar und wirksam sind, so sind wir um so mehr zu dem Schluß berechtigt, daß in Zeiten, die jeder

Aufzeichnung bar, jedem historischen Zeugniß fremd und vom Glauben an göttliche Eingebung in Bezug auf Zukunft und Vergangenheit erfüllt sind, selbst rein erdichteten Erzählungen ein bereitwilliger und sorgenloser Glaube entgegenkommen wird, falls sie nur einige Scheinbarkeit besitzen und mit den vorgefaßten Begriffen der Hörer in Harmonie stehen.“ (B. I, 572—9)

Zwei Dinge sind hier hervorgehoben, der große Raum, den die reine und absolute Dichtung noch jetzt im Glauben der Menschen einnimmt und der natürlich um so größer wird, je weiter wir in ein entlegenes und unkritisches Alterthum hinaufsteigen, und die Tendenz jedes starken und weit verbreiteten Gefühls, sich in erdichteten Erzählungen, die von Mund zu Mund gehen und schließlich Ueberlieferungen werden, zu verkörpern.

Diese Punkte sind in einer gedrängteren und deshalb zur Anführung geeigneteren Form in einer flüchtigen Veröffentlichung erläutert worden, zu deren Autorschaft sich Hr. Grote hier bekennt. Wir entnehmen ihr ein erläuterndes Beispiel, das zu treffend ist, als daß wir es missen könnten — eine moderne Mythe, die in dem Act ihrer Entstehung gleichsam auf frischer That ertappt wird. Zu den zahlreichen Erdichtungen, die, wie Hr. Moore in seinem Leben Byrons berichtet, „dem Publicum als romantische Erlebnisse und wundervolle Abenteuer Byrons an Orten, die er nie gesehen, und mit Personen, die nie existirten, aufgetischt wurden,“ gehört auch die nachstehende, die in einer Besprechung des Gedichtes „Manfred“ von niemand Geringerem als Goethe folgendermaßen erzählt wird.

„Er (Byron) hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargestellt und kaum hat jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet. Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme. Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer florentinischen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau! Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein. Dieses märchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich u. s. w.“

Hiezu gibt Hr. Grote folgenden Commentar:

„Die Geschichte, welche Goethe über den Florentiner Liebeshandel und Doppelmord erzählt, ist keine entstellte Thatsache, sondern durchaus reine Erdichtung. Es ist keine Erzählung, von der ein Theil wahr und ein anderer Theil falsch ist, und bei der man hoffen kann, nach Wegräumung eines Aufbaus von Uebertreibung, wie bedeutend dieser auch sein mag, schließlich auf eine Schicht Wirklichkeit zu stoßen. Alles ist gleich unwahr, die Grundlage sowohl wie das Detail. In dem Geist des ersten Erfinders entsprang diese Sage nicht aus einer irrthümlichen Darstellung von Abenteuern des wirklichen Lord Byron, die ihm zu Ohren gekommen war, sondern aus dem tiefen und gewaltigen Eindruck, den Lord Byrons Poesie auf ihn und alle Personen seiner Umgebung gemacht hatte. Der Dichter schien seine eigene Seele und sein eigenes Leid in dem Charakter seiner Helden — wir sollten eher sagen seines Helden, πολλῶν ὀνομάτων μορφήν μίαν — auszuhauchen und glich einem Manne, den eine schreckliche Heimsuchung des Geschickes ebenso sehr niedergeworfen, als mit dem Geiste der Dichtung erfüllt hatte. In welcher Weise und aus welchem Grunde waren die Cumeniden bewogen worden, sich ihn zum Opfer auszuersuchen? Ein weiter Kreis tiefergriffener Leser, und unter ihnen der größte Schriftsteller Deutschlands, können nicht ruhen, bis dies Problem gelöst ist; zu diesem Zweck muß entweder eine Thatsache entdeckt oder eine Dichtung erfunden werden. Sind nun einmal alle Geister durch dasselbe Geheimniß in Aufregung versetzt, dürften sie alle nach derselben Erklärung, so braucht es nichts weiter als eine prima vox. Irgend einer, kühner und glücklicher als die andern, ersinnt und verkündet die tragische Geschichte von dem florentinischen Ehepaar. Die Geschichte trifft so gut zu, daß der Erfinder nur das zum klaren Ausdruck gebracht zu haben scheint, was dem Geist anderer in schattenhaften Umrissen vorschwebte; das zerrissene Herz des Dichters ist kein Räthsel mehr, der Stempel, der seinen Versen ihr besonderes Gepräge aufgedrückt hat, ist entdeckt und liegt dem Blicke bloß. Allerdings, wenn wir fragen, wo wir die Gewähr für die Erzählung zu suchen haben, so hören wir, um in Homers Sprache zu reden, daß ein Gott sie eingegeben oder die luftzungige Ossa, welche Nachricht und Aufmunterung von dem Allsprecher Zeus bringt, oder um denselben Gedanken im schlichten Englisch der Kinder auszudrücken, daß ein kleines Vögelchen sie gewitzchert hat. Wir können aber ziemlich ruhig darüber sein, daß wenige Zuhörer nach weiterer Beglaubigung fragen werden; die Geschichte paßt an ihren Platz wie der Schlußstein eines Bogens und

füllt eine schmerzlich gefühlte Lücke aus; sie scheint dieselbe Art Beweiskraft in sich zu tragen, wie der Schlüssel, welcher einer chiffrirten Schrift Bedeutung gibt, und alle Welt ist von der Erwerbung zu sehr befriedigt, um es mit dem Rechtstitel allzu genau zu nehmen. Ja wir können sogar weiter gehen und behaupten, daß der Mann, der ihre Unrichtigkeit nachweist, unter allen belehrenden Persönlichkeiten die wenigst willkommene sein wird, so daß wir zum Trost für Goethe's letzte Jahre hoffen wollen, es sei ihm der Schmerz erspart worden, seine interessante Byronsage von Hrn. Moore's Hand unbarmherzig wegwischen zu sehen."

Nehmen wir an, daß es nie eine authentische Lebensgeschichte Byrons gegeben hätte, daß seine eigenen Werke und die verschiedenen Zeugnisse über seine Persönlichkeit alle zu Grunde gegangen wären, und daß ausschließlich diese Schrift Goethes seinen Namen einer fernern Zukunft aufbewahrt hätte. Der Fall würde dann dem der heroischen Zeit Griechenlands entsprechen und die folgende Stelle bespricht, was dann wahrscheinlich gefolgt sein würde.

„In früheren Zeiten würden das Florentiner Abenteuer und die andern von Hrn. Moore erwähnten Geschichten unbestrittenen Geltung als authentisches Material für die Lebensgeschichte Lord Byrons erlangt haben; dann würden rationalistische Historiker gefolgt sein, die in der Voraussetzung, daß die Erzählungen auf einem Fonds von Wahrheit beruhen, sich daran gemacht haben würden, den wahren Kern von den erdichteten Beigaben zu sondern. Der eine würde nicht an die Ermordung der Frau, der andere nicht an die des Mannes geglaubt haben; ein dritter würde gesagt haben, daß nach der Entdeckung des Liebeshandels sowohl der Mann wie die Frau sich in Klöster zurückgezogen hätten, der erstere im Gefühl tiefen Unglücks, die letztere in tiefer Reue und daß die Ertödtung der fleischlichen Begierden die irrthümliche Nachricht veranlaßt habe, Mann und Frau selbst seien getödtet worden. Solche Leser, die mit den griechischen Scholiasten nicht vertraut sind, können wir versichern, daß die letztere Erklärung wahrscheinlich besondere Gnade in ihren Augen gefunden hätte, weil sie der Nothwendigkeit überhebt, irgend jemand der Lüge zu zeihen oder zu erklären, daß irgend ein Theil der Erzählung absolut unwahr sei. Das Unglück dabei ist nur, daß auf diese Weise die Erzählung zwar aller ihrer markanten Züge entkleidet und zu etwas sehr Nüchternem, Farblosem, vielleicht selbst Erbaulichem herabgemildert, aber doch dem wahren Sachverhalt nicht um ein Sota näher gebracht wäre. Etwas dem geschilderten Vorgang sehr ähnliches jedoch würde unfehlbar stattgefunden haben, wären wir nicht durch

einen gut unterrichteten Biographen und die Fülle von Aufzeichnungen einer positiven Zeit davor bewahrt worden."

Die Gefühle, an welche sich die ältesten griechischen Sagen richteten und welchen sie nicht nur ihre Popularität, sondern zum größten Theil wahrscheinlich auch ihre Entstehung verdankten, waren sehr starker und allgemeiner Natur, das religiöse Gefühl des Volkes und sein Abstammungsgefühl. In der That kann man beide auf eins zurückführen, denn das Gefühl der Abstammung war auch im buchstäblichsten Sinne religiöses Gefühl. Die sagenhaften Vorfahren jeder Familie, jedes Stammes, jeder Race waren die unmittelbaren Nachkommen von Gottheiten, unsterbliche Wesen, die mit übernatürlicher Macht zu retten und zu verderben begabt waren und die mit denselben frommen Gebräuchen verehrt wurden wie die Götter. Der Unterschied zwischen ihnen und den Göttern lag hauptsächlich darin, daß sie einst Menschen gewesen waren und auf Erden Thaten verrichtet hatten, die den Stolz und Ruhm noch lebender Menschen bildeten, welche sie als ihre Schutzherrn und Schutzgottheiten verehrten — ein Unterschied, der keineswegs dazu angethan war, den Durst nach wundervollen Erzählungen über die Helden zu mindern.

Wenn eine Erzählung mit dem herrschenden Gefühl harmonirte, so pflegte es niemandem, selbst nicht ihrem Erfinder, in den Sinn zu kommen, an ihrer Wahrheit zu zweifeln, da ja in einer rohen Zeit die Eingebungen einer lebhaften Einbildungskraft und eines starken Gefühls immer göttlicher Einwirkung zugeschrieben werden. Die Begeisterung durch die Muse war damals keine Redefigur, sondern der aufrichtige und kunstlose Glaube des Volkes; Sänger und Prophet waren verwandte Charaktere; Demodokus am Hofe des Königs Alcinous konnte vom trojanischen Kriege durch Offenbarung von Apollo oder einer Muse singen (Odyssee VIII, 487—89) und Hesiod konnte in der Theogonie von sich selber rühmen, daß er durch die Gunst der Musen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kenne. Herodot sagt ausdrücklich, daß Hesiod und Homer „die Urheber der griechischen Theogonie waren, den Göttern Beinamen gaben, ihnen Eigenschaften und Berrichtungen beilegten, und ihre Gestalten beschreiben“, daß die Griechen, ehe sie von ihnen unterwiesen waren, nicht wußten, „woher jeder der Götter abstammte, ob sie alle immer existirt hätten und wie ihr Aussehen beschaffen sei*)." Plato äußert sich stets in demselben Sinne.

*) Die Worte des Originals lauten:

Ἐνθεν δὲ ἐγένετο ἕκαστος τῶν θεῶν, εἴτε δ' αἰεὶ ἦσαν πάντες,

Die Gedichte waren eine Art heiliger Bücher, wie das *Rāmāyaṇa* und *Mahābhārata*.

Man könnte sagen, daß das hier angenommene rege Interesse an den Thaten der Vorfahren zum mindesten die Wirklichkeit dieser Vorfahren voraussetze, die im Gedächtniß derer fortlebten, denen diese Geschichten erzählt wurden, und daß demnach die meisten Heroen der Sage wirklich existirt haben müssen, wenn auch noch so viel von dem Wunderbaren in ihren Abenteuern auf Rechnung der Einbildungskraft ihrer Nachkommen zu setzen sei. Diese Lehre würde einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehren, wenn es nicht eine bekannte Uebung der alten Griechen gewesen wäre, nicht nur Abenteuer der Vorfahren, sondern auch die Vorfahren selbst zu erdichten. Mag es sich um die Namen von Racen, wie Dorer, Ionier, Achäer handeln, oder um die Namen von Völkern wie Thessaler, Doloper, Arkader, Aetoler, oder um die Namen der zahlreichen politischen Abtheilungen des Volkes, oder um die Namen derjenigen andern Abtheilungen, die nicht durch ein Gesetz entstanden waren, sondern durch religiöse Gebräuche und das Band der Ueberlieferung zusammengehalten wurden, die *γένη* oder *gentes*, (welche wahrscheinlich die Einheiten vorstellten, durch deren Zusammentreten in einer sehr frühen Zeit das Gemeinwesen sich gebildet hatte,) all diese Namen, so wie viele von Städten und Dertlichkeiten, waren nach der Etymologie des Volksglaubens von einem ursprünglichen Gründer oder Stammespatriarchen abzuleiten. Selbst auf Namen, deren Ursprung auf der Hand lag, fand diese Theorie Anwendung. Die Namen der vier Stämme in der athenischen Urverfassung, Geleonten, Hopleten, Argaden und Megikoreis, Namen, die so augenscheinlich von ihren Beschäftigungen abgeleitet waren, wurden gewöhnlich auf vier *επώνυμοι*, Söhne des Ion, des allgemeinen Stammvaters der Race zurückgeführt, die Geleon, Hoples, Argades und Megikores geheißen hätten. Niemand trägt heutzutage das mindeste Bedenken die ganze Classe dieser *επώνυμοι* oder namengebenden Heroen aus dem Verzeichniß historischer Persönlichkeiten zu streichen. Den Griechen jedoch galten sie als die werthvollsten unter allen; sie

ὄκοιτοί τε τινες τὰ εἶδεα, οὐκ ἠπιστάτο [οἱ Ἕλληνες] μέχρι οὗ πρώην τε καὶ χθὲς ὡς εἰπεῖν λόγῳ. Ἡρόδοτον γὰρ καὶ Ὀμηρον ἠλιζίην τετρακοσίοισι ἔτεσι δοκέω μεν πρεσβυτέρους γενέσθαι καὶ οὐ πλέοσι· οὗτοι δὲ εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἑλλήσι καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες καὶ τιμὰς τε καὶ τέχνας διελόντες, καὶ εἶδεα αὐτῶν σημήναντες.
(Herod. II, 53.)

wurzelten eben so fest im Volksglauben, und ihre Existenz und ihre Abenteuer schienen ebenso viel Recht auf den Namen einer Ueberslieferung zu haben, wie irgend eine andere Sage.

Aber gesetzt, daß die Personen der Heroensage wirkliche waren, wie denn unzweifelhaft manche Krieger und Herrscher ein dauerndes Andenken hinterlassen haben müssen, an das sich unfehlbar Sagen knüpfen, oder gesetzt auch, daß wir unter den Namen die, welche wirklichen Personen angehörten, zu unterscheiden vermöchten, würde daraus etwa folgen, daß die ihnen zugeschriebenen Thaten wirklichen Vorgängen irgendwie gleich waren? Wir können uns nach einem entsprechenden Fall ein Urtheil darüber bilden. In der früheren Zeit des Mittelalters war der menschliche Geist bis zu einem gewissen Grade wieder zu dem naiven, arglosen Glauben der Urzeit zurückgekehrt. Demgemäß brachte er damals auch eine überreiche Fülle von Sagen hervor, vor Allem die Heiligenlegenden, die beinahe eine Literatur für sich bilden, auf die wir hier aber nicht eingehen wollen, obgleich sie sehr treffende Belege bieten würden. Dieselbe Zeit lieferte aber auch in ihren Rittergeschichten das Seitenstück zu den Erzählungen von Hercules und Theseus, von den Wanderungen des Ulyß und von dem Argonautenzug. Wie die homerischen Gesänge kündigen sich auch diese Rittergedichte als wahre Erzählungen an und galten bis zum vierzehnten Jahrhundert herab im Volksglauben als solche. Ihrer Mehrzahl nach handeln sie von Personen, die wahrscheinlich ganz erdichtet sind; an Amadis und Lanzelot zu glauben, haben wir nicht die mindeste Veranlassung, und bei König Arthur fehlt uns ebenso wie bei König Agamemnon jede Möglichkeit zu ermitteln, ob er jemals wirklich existirte oder nicht. Indessen findet diese Ungewißheit nicht bei allen Helden statt. Jene Zeit kannte im Gegensatz zu der homerischen, trotz ihrer Barbarei, schriftliche Aufzeichnungen, und wir wissen deßhalb aus anderen Quellen als den Gedichten selbst, daß sie einige wirkliche Namen enthalten. Karl der Große ist nicht nur ein historischer Charakter, dessen Leben wir ziemlich genau kennen, sondern er war auch ein so echter Held im Krieg wie im Frieden und seine Thaten sind so überraschend und wunderbar, daß die Dichtung selbst sich daran hätte genügen lassen können, seine wahre Biographie auszuschnücken, ohne ihn mit einer ganz andern, völlig fabelhaften auszustatten. Indessen verlangte die Zeit, um ihrem Ideal zu genügen, einen großen Karl ganz anderer Art als den wirklichen Monarchen. Die Chronik des Erzbischofs Turpin, eine Zusammenstellung poetischer Sagen, kam diesem Bedürfnis entgegen. Obgleich sie außer dem Namen Karl's und der

Thatsache eines Feldzuges nach Spanien kaum irgend etwas Historisches enthält, so wurde sie doch vom Papst Calixtus dem Zweiten für echte Geschichte erklärt, wurde von Vincenz von Beauvais für wahr gehalten, der wegen seiner großen Gelehrsamkeit Lehrer der Söhne des weisen Königs Ludwigs des Heiligen von Frankreich geworden war, und aus ihr, nicht aus Eginhard oder dem Mönch von St. Gallen, schöpften die folgenden Dichter ihren Stoff. Sogar also für den Fall, daß Priamus und Hektor wirkliche Personen gewesen sind, kann die Belagerung von Troje durch die Griechen noch immer so fabelhaft sein, wie die von Paris durch die Saracenen oder Karls des Großen Eroberung von Jerusalem. In dem Gedichte Ariost's sind der Hauptheld und die Hauptheldin Ruggiero und Bradamante, die wirklichen oder erdichteten Vorfahren der Herzöge von Ferrara, an deren Hof der Dichter lebte und schrieb. Wird Jemand aus diesem Grunde eine Sylbe von den Abenteuern glauben, die er ihnen oder seinen anderen Personen beilegte? Eine andere sagenhafte Persönlichkeit, die gleichzeitig auch der Geschichte angehört, ist Virgil. Und in welchem Charakter wäre der Dichter der Aeneide auf uns gekommen, wenn uns sein Andenken nur durch die Ueberlieferungen des Mittelalters erhalten worden wäre? In dem eines mächtigen Zauberers! So viel also ist die sogenannte Ueberlieferung werth, selbst wenn die Personen wirklich und die Zeit nicht jeder Auszeichnung bar ist. Was muß sie in Zeiten sein, welche die Schrift noch nicht kannten?

Es ist jetzt beinahe vergessen, daß auch England eine mythische Geschichte hatte, die einst für wahr galt und der wenigstens in dem Fall von Lear und Cymbeline die Weihe des höchsten poetischen Genies nicht fehlte.

„Wenn wir die Geschichte unseres eigenen Landes nehmen, wie sie die Hardyng, Fabyan, Grafton, Hollinshed und Andere vom zwölften bis zum siebzehnten Jahrhundert aufsaften und auszeichneten, so werden wir finden, daß sie angeblich mit Brutus dem Trojaner beginnen sollte und von da durch viele Generationen und eine lange Reihe von Königen bis auf die Zeiten von Julius Cäsar herabgeführt wurde. Ein ähnlicher Glaube an eine trojanische Abkunft, dem wahrscheinlich eine ehrfurchtsvolle Nachahmung der Römer und ihres trojanischen Ursprungs zu Grunde lag, begegnet uns auch unter den Lieblingsphantasien anderer europäischer Nationen. Was England anbelangt, so wurde diese Darstellung zuerst von Gottfried von Monmouth in Umlauf gesetzt und fand ohne großen Widerstand oder Streit Eingang in den Volksglauben.

Die Könige von Brutus abwärts wurden in regelmäßiger chronologischer Reihenfolge, jeder mit seinem Datum versehen, aufgezählt. Bei einem Streite, der während der Regierung Eduards des Ersten im Jahre 1301 zwischen England und Schottland stattfand, wurde die Abstammung der englischen Könige von Brutus dem Trojaner als ein für den streitigen Fall bedeutungsvolles Argument feierlich in einem Schriftstück proclamirt und es wurde von gegnerischer Seite kein Einwand dagegen erhoben*), ein Vorfall, der uns an die Art erinnert, wie Aeschines sich in dem Streit der Athener und Philipp's von Macedonien über Amphipolis auf die uralten Dotalrechte von Akamas, Sohn des Theseus, beruft; etwas Aehnliches ist auch die Beweisführung, mit der die Athener ihre Eroberung von Sigeum gegen die Forderungen der Mithlenäer zu vertheidigen suchten, indem sie anführten, sie hätten ebenso viel Anrecht auf den Ort, wie irgend einer unter den griechischen Staaten, die an dem Zuge Agamemnon's theilgenommen hätten.

„Die Zähigkeit, mit welcher diese älteste Reihe brittischer Könige vertheidigt wurde, ist ebenso bemerkenswerth, wie die Leichtigkeit, mit der sie Eingang gefunden hatte. Die Chronisten im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts protestirten eifrig gegen die aufdringliche Zweifelsucht, die so viele ehrwürdige Monarchen streichen, so viele Großthaten auslöschen wollte. Sie beriefen sich auf die patriotischen Gefühle ihrer Zuhörer, erklärten es für unerhört, daß eine vorwitzige Kritik gegen den Glauben von Jahrhunderten in die Schranken treten wolle, und hoben lebhaft hervor, mit welchen Gefahren ein solches Beispiel die ganze Geschichte bedrohe. Aber trotz dieser so ansehnlichen Summe von Autorität und Präcedenzfällen beginnen die Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts doch die Geschichte Englands mit Julius Cäsar. Sie versuchen weder das Datum von König Bladud's Thronbesteigung festzustellen, noch zu bestimmen, wieviel Wahrheit der rührenden Geschichte von König Lear zu Grunde liege**).“
(I, 639—642.)

*) Man vergleiche Warton, „Geschichte der englischen Poesie“, sec. III, 131. „Vor dem sechszehnten Jahrhundert wagte Niemand daran zu zweifeln, daß die Franken ihren Ursprung von Francus, dem Sohn Hector's, herleiteten, daß die Spanier von Japhet, die Britten von Brutus und die Schotten von Fergus abstammten.“ (Ebenda, 140.) (Anmerkung Grote's.)

***) Noch im Jahre 1754 bemerkt Dr. Zacharias Grey in seinen Shakespearenoten zu der Stelle in Lear: „Nero ist ein Angler im See der

Ehe wir diesen Theil unseres Gegenstandes verlassen, wollen wir noch ein Argument hinzufügen, das uns schon an und für sich fast entscheidend scheint. Die authentische Geschichte wird in dem Maße, als wir den Strom der Zeit hinaufsteigen, immer dürftiger und spärlicher, die Zahl der Ereignisse immer beschränkter, die Erzählung immer weniger verständlich; sie geht gleichsam allmählig durch alle Abstufungen des Zwiellichts in das Dunkel der Nacht über. Und eine solche beginnende Dämmerung finden wir in der griechischen Geschichte um und kurz vor der ersten Olympiade, 776 vor Christus, demjenigen Jahre, welches für die historischen Griechen den Ausgangspunct der Zeitrechnung bildete. Wir können nicht weit fehl gehen, wenn wir diese Zeit als die Epoche betrachten, um welche man anfang, im öffentlichen Leben regelmäßig Schriftzüge anzuwenden, um die periodischen religiösen Feste zu verzeichnen, welche wegen der furchtbaren religiösen Folgen, die man von jedem Mißgriff in Bezug auf die Periode ihrer Feier besorgte, immer die Ereignisse waren, die man zuerst aufzeichnete.

Wenn wir nun aber jenseits des Dunkels, welches den frühen Morgen der Geschichte begrenzt, plötzlich in das vollste Tageslicht treten, auf ein Eiland des Lichtes in dem dunkeln Ocean der verschollenen Vergangenheit, das von erhabenen Gestalten bewohnt ist und in zauberhaftem Glanze strahlt, so können wir versichert sein, daß diese Erscheinung eben so unwirklich ist wie Plato's Atlantis, und daß die Ueberlieferungen und Gedichte, die für ihre einstige Existenz zeugen, Kinder der Phantasie und nicht der Erinnerung sind. Wahre Geschichte wird nicht in dieser Weise in ihrem Laufe unterbrochen; sie verschwindet nicht wie die Flüsse Arkadiens in der Erde, um eine lange Zeit unsichtbar zu bleiben und dann wieder an einem entfernten Punkte hervorzubrechen. Zuerst Licht und dann Finsterniß kann in der Erfindung auf einander folgen, aber nicht wohl in der Erinnerung.

Das höchst sorgfältig ausgearbeitete Capitel, in welchem Hr. Grote den Fortschritt der unter gebildeten Griechen herrschenden Ansichten über ihre eigenen Sagen darstellt, ist nicht nur in Beziehung auf die Frage der Glaubwürdigkeit, sondern auch als

Finsterniß" Folgendes: „Es ist dies einer der auffallendsten Anachronismen Shakespeare's. König Lear folgte seinem Vater Bladud im Jahre der Welt 3105 und Nero war im Jahre der Welt 4017, als er die Kaisertochter Octavia heirathete, sechszehn Jahre alt.“ Man vergleiche Funeii chronologia, p. 94. (Anmerkung Grote's.)

ein Theil der Geschichte des menschlichen Geistes von Bedeutung. In einer rohen Zeit entstanden, die ihnen einen naiven und unbedingten Glauben entgegenbrachte, gingen die Sagen mit der Zeit in eine Periode hinüber, die man im Vergleich kenntnißreich und gebildet nennen kann. Mit dem ganzen Ton dieser letzteren Periode oder wenigstens mit demjenigen ihrer gebildeteren Elemente standen die Sagen nicht länger im Einklang. Manche Gründe wirkten zusammen, um diese Dissonanz hervorzurufen. In dem Maße, als der Verkehr wuchs und gereifte Männer mit Sagen bekannt wurden, die nicht schon seit frühester Jugend für sie ein Gegenstand der Ehrfurcht gewesen waren, mußten die gegenseitigen Widersprüche der Erzählungen selbst viel dazu beitragen, ihr Ansehen zu untergraben. Die Charaktere und Handlungen, die sie den Göttern beilegte, enthielten Vieles, was dem veränderten moralischen Gefühl einer civilisirten Zeit widerstrebte; schon Xenophanes, einer der frühesten unter den philosophischen Forschern Griechenlands, verfaßte Gedichte, welche in den heftigsten Ausdrücken die Geschichten angriffen, welche Hesiod und Homer, den er den allgemeinen Lehrer nennt, von den Göttern berichtet hatten. Ungleich wichtiger noch war es, daß der Beginn der Naturforschung und einsichtiger Naturbeobachtung eine Auffassung des Weltganzen und eine Methode der Deutung seiner Phänomene einführte, die mit der Einfalt des alten Glaubens fortwährend in Widerstreit gerieth, da sie die Menschen gewöhnte, das, was ihre Vorfahren den Einwirkungen übernatürlicher Wesen und ihres Zornes oder ihrer Gnade gegen Sterbliche zugeschrieben hatten, auf physische Ursachen und Naturgesetze zurückzuführen.

Dieser Wechsel der Stimmung bei den gebildeteren Geistern führte sie jedoch noch nicht bis zur völligen Verwerfung der sagenhaften Volksreligion. Die Menschen gehen nicht plötzlich von einem zusammenhängenden System des Denkens zu einem andern über; sie versuchen zunächst jedes Mittel, beide zu versöhnen. Der völlige Bruch mit der Religion der Vorfäter würde ein Losreißen von alten Gefühlen vorausgesetzt haben, das für die Durchschnittsstärke selbst überlegener Geister allzu schmerzlich und schwierig gewesen wäre, und man hätte ihn nicht offen eingestehen können, ohne sich unvermeidlich demselben Geschick auszusetzen, von dem Anaxagoras und Sokrates trotz aller angewendeten Vorsicht ereilt wurden. Auch gab es sogar unter den Philosophen Anfangs nur sehr wenige, welche in der Freigeisterei so weit gingen. Im Allgemeinen waren sie unfähig, sich von den alten religiösen Ueberlieferungen zu befreien, fühlten sich aber eben so außer Stande,

ihnen buchstäblichen Glauben zu schenken. „Das Resultat war eine neue Richtung, an der beide streitenden Kräfte ihren Antheil hatten, einer von jenen tausend unbewußten Compromissen zwischen den vernünftigen Ueberzeugungen des gereiften Mannes und den unzerstörbaren Illusionen eines jugendlichen religiösen oder patriotischen Glaubens, wie sie uns in menschlichen Dingen so oft begegnen.“ Die Sagen waren ihrem wörtlichen Sinne nach nicht länger zu glauben, aber es war nothwendig, in ihnen einen Sinn zu finden, der es möglich machte, sie zu glauben. Und daher kam jene Reihe von Bemühungen, die mit wachsender Energie von Heratäus, dem ersten Historiker, der in Prosa schrieb, bis auf die neuplatonischen Gegner des Christenthums herab fort dauerten, und zu der die Versuche eines Paulus und der deutschen Rationalisten, das alte Testament weg zu erklären, die nächste Parallele bieten. Ihrem wörtlichen Sinne nach verworfen, wurden jene Erzählungen in irgend einem andern Sinne zugelassen, der sie jeder unmittelbaren Einwirkung einer Gottheit entkleidete. Sie wurden entweder als gewöhnliche, poetisch ausgeschmückte Geschichten dargestellt oder als Allegorien, welche moralische Unterweisung, physikalische Theorien oder esoterische Religionslehren in sich bergen sollten. Hr. Grote schildert uns die Reihenfolge dieser rationalistischen Erklärungen ausführlich mit ebenso viel Gelehrsamkeit als philosophischem Geist.

Seine Ansicht über das historische Erklärungssystem haben wir bereits in den früheren Auszügen kennen gelernt. Ohne im Ganzen die allegorische Theorie mehr zu begünstigen, macht er ihr doch ein Zugeständniß, mit dem wir uns, wenn wir ihn anders richtig verstehen, nicht einverstanden erklären können. Er sagt nämlich (Band I, 570): „Obgleich die allegorische Deutung uns gelegentlich auf große Absurditäten hinführt, so gibt es doch Fälle, in denen sie innere Beweise dafür bietet, daß sie echt und richtig ist, das heißt, daß sie zu dem ursprünglichen Zweck der Erzählung gehörte,“ und er führt als Beispiel die Erzählung von der Ate und den Pitai im neunten Buch der Iliade an, die, wie er sagt, unzweifelhaft eine beabsichtigte Moral einschließt. Es scheint uns nun, daß diese Bemerkung der Allegorie entweder zu viel oder zu wenig zugesteht.

Jeder, der die Ilias auch nur aus der Uebersetzung kennt, wird sich gewiß der schönen Stelle erinnern, in welcher Ate (die Hr. Grote mit „blindem Trieb“ [reckless impulse] übersetzt) als eine riesige Gestalt erscheint, die wüthend einherstürmt und Verderben verbreitet, während die Pitai oder Bitten, Töchter des

Zeus, ihr langsam nachhinken, um die Wunden zu heilen, die sie geschlagen. Falls nun der Dichter an die persönliche Existenz der Ate und der Vitai nicht glaubte, falls er eine bloße Redefigur, die er selbst als solche betrachtete, dazu anwendete, um einer allgemeinen Bemerkung über den Gang menschlicher Dinge Nachdruck zu verleihen, so wird man diese Stelle mit Recht allegorisch nennen. Wenn aber, wie wir es uns denken, eine solche Anwendung der Sprache des Polytheismus nicht bestand noch bestehen konnte, so lange der Polytheismus noch lebendig war, wenn der Gebrauch religiöser Formen als bloßer rhetorischer Kunstgriff dem Dichter (vorausgesetzt, er hätte überhaupt auf einen solchen Gedanken kommen können) als eine gottlose Profanation erschienen wäre, wenn er in der vollen Einfalt seines religiösen Glaubens die Persönlichkeit der Ate und der Vitai buchstäblich nahm, so kann von Allegorie im eigentlichen Sinne des Wortes hier nicht die Rede sein. Daß in seinem Geiste die religiöse Lehre von einem moralischen Sinne begleitet, ja sogar von ihm eingegeben war, gestehen wir bereitwillig zu, aber er hat die betreffenden moralischen Kräfte zu Personen und zu Gottheiten gemacht und die Geschichte ist, wie Müller in Bezug auf die Sage von Prometheus und Epimetheus (Vorbedacht und Nachbedacht) bemerkt, nicht eine Allegorie, sondern ein Mythos. Wollten wir das nicht zugeben, so müßten wir viel weiter gehen und der ganzen griechischen Mythologie eine allegorische Grundlage beilegen, denn die Mehrzahl ihrer Gottheiten, und unter diesen die vornehmsten fast ausnahmslos, sind unzweifelhaft Personifikationen physischer oder moralischer Naturkräfte, und dies einmal zugegeben, mußten nothwendig auch die ihnen beigelegten Attribute diejenigen widerspiegeln, welche die Beobachtung in den Erscheinungen nachwies, über die sie der Volksglaube walten ließ.

Die Naturgeschichte des Polytheismus wird jetzt richtig verstanden. Religion, obgleich *ex vi termini* übernatürlich, ist doch eine Theorie der Naturerklärung und schreitet in der Regel parallel mit dem Fortschritt der menschlichen Auffassung dessen, was erklärt werden soll, weiter vor; jeder neue Schritt in dem Studium der Erscheinungen führt auch eine Modification der Theorie herbei. Der Wilde, der sich seinen Kraftbegriff aus seinen eigenen Willensimpulsen bildet, schreibt jedem besondern Ding, an dem er eine Kraft wahrnimmt, die er nicht beherrschen kann, eine Persönlichkeit und einen Willen zu und versucht sogleich, es durch Gebet und Opfer für sich zu gewinnen. Dieser ursprüngliche Fetischismus gegen Naturgegenstände, die große Kraft mit einer ausgeprägten

Individualität verbinden, dehnte sich noch weit in die Periode des eigentlichen Polytheismus aus. Die Gaia des Hesiod, die Mutter aller Götter, war nicht eine Gottheit der Erde, sondern die Erde selbst, und ihre physischen Attribute sind mit ihren moralischen zu einem wunderlichen Gemisch verschmolzen. Die Sonne und der Mond selbst, nicht in ihnen wohnende Gottheiten, waren Gegenstand des alten griechischen Cultus; ihre Identification mit Apollo und Artemis gehört einer weit spätern Periode an. Die Inder verehren den Fluß Nerbudda als Göttin, nicht eine Gottheit des Flusses, sondern den Fluß selbst*), und wenn sie ihm ein Geschlecht und andere zu der physischen Beschaffenheit des Naturgegenstandes nicht passende Eigenschaften beilegen, so kommt dies von ihrer Unfähigkeit her, sich eine Persönlichkeit anders als in Verbindung mit den gewöhnlichen menschlichen Attributen und Trieben zu denken. Der homerische Skamandros ist kaum etwas Anderes als der mit Leben begabte Fluß selbst, und der Gott Alpheus, der die Arethusa durch den Ocean verfolgt, ist der wirkliche Fluß, der durch die salzigen Wogen fließt, ohne sich mit ihnen zu verbinden, und zuletzt seine Wasser mit denen der geliebten Quelle in untrennbarer Vereinigung mischt.

Wo aber Naturgegenstände keine so ausgeprägte Individualität besitzen, wo der Geist mit Leichtigkeit in einer Menge von Gegenständen ein und dasselbe Vermögen wahrnimmt, auf menschliche Interessen einzuwirken, dort geht seine Tendenz dahin, nicht die Gegenstände selber zu Göttern zu erheben, sondern sie einer Gottheit unterzuordnen, die selbst unsichtbar bleibt und aus der Ferne über eine ganze Classe von Erscheinungen herrscht. Brod und Wein sind wichtige und wohlthätige Kräfte, aber selbst der blindeste Fetischverehrer hat wahrscheinlich nie dem einzelnen Brodlaib oder Weintrug Gebete und Opfer dargebracht, sondern immer nur einem unsichtbaren Bacchus oder einer unsichtbaren Ceres, deren Gestalt man in Folge ihrer Unsichtbarkeit ganz natürlicherweise der menschlichen assimilirte, und die dann der Dichter in die Hand nahm, um ihnen Hoheit und Würde zu leihen. So wird der erste und einfachste Schritt zur Verallgemeinerung der Natur, durch den man ihre Gegenstände nach Classen ordnet, von einer entsprechenden Verallgemeinerung der Götter begleitet. Das Feuer, eine zugleich geheimnißvollere und schrecklichere Kraft, ist in manchen

*) Weiteres interessantes Detail findet man in „Streifzüge und Erinnerungen eines indischen Beamten,“ von Oberstlieutenant Sleeman, Band I, Cap. 3.

Religionen ein Gegenstand directer Verehrung geworden, aber im Homer finden wir den Uebergang von der Verehrung des Feuers zu der des Feuergottes Hephästos bereits vollständig vollzogen. Der Donner, die imposanteste Naturerscheinung, wurde durchweg als Attribut des mächtigsten Gottes, des Beherrschers der Götter und Menschen, aufgefaßt. In dem Maß, als der Gedanke sich entwickelte, wurden nicht allein die physischen, einer leichten Verallgemeinerung fähigen Kräfte, wie Nacht, Morgen, Schlaf, Tod, nebst den nächstliegenden seelenbewegenden Kräften, Schönheit, Liebe, Krieg, sondern allmählig auch die idealen Erzeugnisse einer höhern Abstraction, wie Weisheit, Gerechtigkeit und dergleichen, ein jedes für sich als Werk und Kraftäußerung ebenso vieler besonderer Gottheiten aufgefaßt. „Man war,“ wie Otfried Müller *) sich ausdrückt, „überhaupt gewohnt, jede Weise geistigen Lebens, deren Einheit man erkannte, in einem Gipfel zu concentriren, der dem Geiste nothwendig als ein persönliches Wesen erschien. Oder glaubt man, daß *Δίκη*, *Θέμις*, *Μῆτις*, *Μοῦσα*, *Χάρις*, *Ἥβη*, *Ἐρινός*, *Ἐπίς* anders zu allgemein geglaubter Wirklichkeit, zum Theil auch zu göttlicher Verehrung gelangen konnten, als durch eine in der Epoche der geistigen Entwicklung gegründete Nothwendigkeit, wie jegliche Seite der Natur, so auch des Menschenlebens auf diese Weise in einer Einheit anzuschauen? Wie wäre es möglich gewesen, zur Charis zu beten, wenn man sie sich nur als Prädicat menschlicher oder höherer Wesen gedacht hätte? Selbst den römischen Cult der Virtus, Felicitas u. s. w. hat man Unrecht, eigentlich allegorisch zu nennen, weil es dann überhaupt kein Cult sein konnte.“

Sicherlich dachte man sich diese Gegenstände der Verehrung nicht als Ideen, sondern als Personen, deren Grundattribute jedoch mit denen der Ideen, welche sie verkörperten, in enger Beziehung standen. Das also ist der ursprüngliche Typus des Polytheismus, der keineswegs eine menschliche Erfindung, sondern im strengsten Sinne des Wortes ein von selbst erwachsendes Naturproduct ist. Später allerdings erfanden Dichter und Priester Geschichten über die Götter, die mit ihren ursprünglichen Attributen mehr oder minder zusammenhingen oder vereinbar waren; auch diese Erzählungen wurden der Religion einverleibt, und die populärsten Gottheiten waren die, welche den Gegenstand der eindringlichsten Dichtungen bildeten. Indessen die Sagen haben nicht die Religion gemacht,

*) Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, S. 121.

deren Grundlage vielmehr eine bona fide vollzogene Personification und Vergötterung der verborgenen Ursachen der Erscheinungen war. Wir haben keinen Grund, zu glauben, daß diese Auffassung von der des Hrn. Grote irgendwie abweicht; aber wenn es in seinen Auseinandersetzungen etwas gibt, was uns nicht vollständig befriedigt, so ist dies eben der Umstand, daß sie diese Seite des Gegenstandes nicht stark genug hervorheben, daß die griechische Religion in ihnen zu sehr als eine Art Zufall, als willkürliche Schöpfung der Dichter und Geschichtenerzähler erscheint, indem ihr Ursprung, der in den natürlichen menschlichen Fähigkeiten und in den selbstständigen Tendenzen des ungebildeten Geistes zu suchen ist, zwar angedeutet, aber nicht stark genug beleuchtet wird.

Abgesehen davon können wir diesen Theil des Werkes kaum zu sehr rühmen. Hr. Grote hat die für eine moderne Einbildungskraft so bedeutende Schwierigkeit überwunden, sich ganz in die Geistesverfassung und Naturanschauung des Polytheismus hinein zu versetzen. Wir wüßten kein Werk, sicherlich kein Werk über griechische Geschichte zu nennen, in welchem ein so tiefes Verständniß jenes geistigen Zustandes zu finden wäre, bei dem die directe religiöse Deutung der Natur die Hauptrolle spielt, bei dem jede Erklärung der Erscheinungen, die sie auf die persönliche Wirkung einer verborgenen übernatürlichen Macht zurückführt, für natürlich und wahrscheinlich, jede andere Art ihrer Deutung für unglaublich gehalten wird, wo das Wunder allein annehmbar erscheint, die Erklärung aus natürlichen Gründen aber bei dem Zuhörer nicht allein das Gefühl der Ehrfurcht verletzt, sondern geradezu seinem Verstand widerstrebt, weil sie den entschiedensten Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Art, die Erscheinungen aufzufassen, bildet. Es ist dies ein Zustand, den uns unsere Kenntniß der Hindus vollständig begreiflich macht, und der nirgends deutlicher hervortritt als in den Schilderungen, die uns sorgfältige Beobachter von jenem merkwürdigen Volk entwerfen, das uns in so vielen Beziehungen die charakteristischen geistigen Züge der Kinderzeit des Menschengeschlechts vor die Seele führt.*)

Obgleich manche der in Hrn. Grote's Bänden besprochenen Fragen bedeutender sind, so ist doch keine interessanter, als die nach dem Ursprung der homerischen Gedichte, die von dem ganzen Alter-

*) Es ist sehr zu bedauern, daß wenige derartige Gemälde existiren. Wir empfehlen als eins der Lehrreichsten das bereits erwähnte Werk von Oberst Sleeman, ein Buch, das man ohne Uebertreibung „Die Hindus, von ihnen selber gemalt“ nennen könnte.

thum als Schöpfung eines großen Dichters oder höchstens zweier, von denen einer die Ilias, der andere die Odyssee gedichtet habe, betrachtet wurden, die aber der Scepticismus der Neuzeit für Zusammenstellungen erklärte, die erst in der Zeit des Pisistratus aus einer bunten Fülle von Volksballaden gebildet seien. Heutzutage aber, wo die Wolfsche Hypothese in dem Lande, wo sie entstand, beinahe aufgegeben scheint, kann wohl die Vorstellung, daß solche Schöpfungen durch das Zerstückeln und Aneinanderpassen vieler ursprünglich gesonderter, kurzer Gedichte entstanden sein könnten, nebst manchen andern Einfällen gelehrten Scharfsinns unter die literarischen Curiositäten verwiesen werden. Wir vermögen auf der Wolfschen Seite der Controverse kein anderes Argument zu finden, dem irgend ein Gewicht beizulegen wäre, als die Schwierigkeit, sich zu denken, daß Gedichte von diesem Umfang nur mit Hilfe des Gedächtnisses verfaßt und der Nachwelt überliefert werden konnten; denn daß sie vor dem Gebrauch der Schrift gedichtet worden sind, ergibt sich aus vielen Erwägungen*) und namentlich aus dem Umstande, daß nicht die kleinste Anspielung auf diese Kunst in sämtlichen achtundvierzig Gesängen vorkommt, die doch so voll von Erwähnungen und Beschreibungen beinahe aller dem Leben zu Nutz und Zier gereichenden Verfahrensweisen sind, die in jener frühen Periode überhaupt möglicherweise existirt haben können, daß man sie den Inbegriff aller Kenntnisse jener Zeit genannt hat. Daß solche Werke ohne die Hilfe der Schrift erhalten werden konnten, erscheint allerdings auf den ersten Blick überraschend, aber nur, weil wir in diesem wie in so vielen anderen Fällen unsere modernen Erfahrungen zurückdatiren und auf jene alten Zeiten den begrenzten Maßstab unserer Zeit anwenden. Plato macht im Phädrus die richtige Bemerkung, daß die Erfindung der Buchstabenschrift sehr viel dazu gethan habe, das Gedächtniß zu schwächen. In unserer Zeit, wo sich die Gewohnheit gebildet hat, Alles in dauernden Schriftzügen aufzuzeichnen, und wo Jeder sich nicht so sehr auf das Gedächtniß wie auf dessen Ersatzmittel verläßt, können wir uns kaum eine Vorstellung von der Kraft bilden, die ihm eigen gewesen sein muß, so lange es als das Ein und All, auf das man sich allein verlassen konnte, geübt und gepflegt wurde. Zwischen der Erinnerungsfähigkeit eines Homeriden von Chios und der in unseren Tagen gewöhnlichen war

*) Diese werden von Hrn. Grote auf Seite 191—97 seines zweiten Bandes ausführlich besprochen; man vergleiche auch Müller: „Geschichte der griechischen Literatur,“ I², 262—65.

unstreitig ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der Sehkraft und dem Gehör eines nordamerikanischen Indianers und eines Londoner Bürgers. Auch war es schließlich nicht schwieriger, ein einziges Gedicht in vierundzwanzig Büchern, als vierundzwanzig Lieder von je einem Buch zu behalten, welches letztere Quantum doch gewiß hinter dem zurückbleibt, was das Betriebscapital eines einigermaßen berühmten *αοιδός* bildete. Was den Dichter selbst anbelangt, so schrieb er unstreitig in dem Maße, als das Werk vorschritt, sein Gedicht gleichsam in das Gedächtniß der jungen Sänger ein, von denen wir ihn uns in Uebereinstimmung mit den Sitten jener Zeit umgeben zu denken haben.

Diesjenigen, welche die wesentliche Einheit der homerischen Gedichte vertheidigen, leugnen durchaus nicht, daß der ursprüngliche Plan von denselben oder von andern Dichtern durch Interpolationen und selbst durch längere Zusätze erweitert sein kann und wahrscheinlich erweitert worden ist. Dies ist auch die Stellung, die Hr. Grote zu der Frage nimmt. Er verwirft die Pisi-Stratus-hypothese und hält aus inneren Gründen die vollkommene Einheit des Plans und der Person des Dichters für die Odyssee aufrecht. Eine gleiche Einheit beansprucht er auch für den größern Theil der Iliade, vertritt aber eine Erweiterung durch spätere Zusätze in einem Umfang, der uns über das Maß des Wahrscheinlichen hinauszugehen scheint. Wir werden das, was die Eigenthümlichkeit seiner Theorie ausmacht, in seinen eigenen Worten wiedergeben.

„Das erste Buch mit dem achten und die Bücher vom elften bis zweiundzwanzigsten inclusive scheinen das Werk in seiner ursprünglichen Anlage zu bilden, das in dieser Gestalt eigentlich eine Achilleis war; das dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste Buch sind Zusätze am Ende des ursprünglichen Gedichtes, die ihm noch immer keinen andern Charakter geben, als den einer erweiterten Achilleis, aber die Bücher vom zweiten bis zum siebenten inclusive in Verbindung mit dem zehnten tragen einen weiteren und umfassenderen Charakter und verwandeln die Achilleis in eine Ilias. Die ursprüngliche Inhaltsanzeige, die uns den Zorn des Achilles und seine directen Folgen ankündigt, ist noch geblieben, nachdem sie aufgehört hat, sich mit dem Inhalt des Gedichtes zu decken. Indessen stehen die Zusätze dem ursprünglichen Gedicht nicht nothwendig an poetischem Werthe nach; es ist dies sogar so wenig der Fall, daß sie einige der herrlichsten Schöpfungen griechischer Epik in sich begreifen. Auch tragen sie kein jüngeres Datum als das ursprüngliche Werk; denn wenn sie auch genau genommen

etwas jünger sein müssen, so gehören sie doch derselben Generation und demselben gesellschaftlichen Zustand an wie die Achilleis.

„Nichts kann augenfälliger sein als die Weise, in der Homer im ersten Buch unsere Aufmerksamkeit auf Achill als den Helden, auf seinen Streit mit Agamemnon und auf die Unglücksfälle der Griechen concentrirt, von denen sie später in Folge des Einschreitens der Thetis bei Zeus betroffen werden sollen. Die Begebenheiten aber, bei denen die Dichtung vom Beginn des zweiten Buches bis zum Kampf zwischen Hector und Ajax im siebenten Buch verweilt, lebendig und interessant wie sie sind, thun doch nichts, um jene Verheißung zu verwirklichen; sie sind ein glänzendes Gemälde des trojanischen Krieges im Allgemeinen und entsprechen vortrefflich dem umfassenderen Titel, unter dem das Gedicht unsterblich geworden ist; aber die Folgen von Achill's Zorn treten erst im achten Buch hervor. Das zehnte Buch, die Doloneia, ist ebenfalls ein Theil der Ilias, aber nicht der Achilleis, während das neunte Buch als ein späterer und, wie ich zu sagen wage, unwürdiger Zusatz erscheint, der keineswegs mit dem Hauptstrom der Achilleis harmonirt, der vom elften Buch bis zum zweiundzwanzigsten fließt. Um den Bau jener Achilleis, die das Gedicht ursprünglich gewesen zu sein scheint, zu erkennen, sollte man das achte Buch in unmittelbarer Verbindung mit dem elften lesen, denn in dem elften und den folgenden Büchern finden wir mehrere Stellen, welche beweisen, daß der Dichter, welcher sie sang, das Hauptereigniß des neunten Buchs, die tiefe Demüthigung der Griechen und namentlich des Agamemnon vor Achill nebst dem ausdrücklichen Anerbieten, ihm die Briseis wiederzugeben und für alles frühere Unrecht reichen Ersatz zu leisten, unmöglich vor seinem geistigen Auge haben konnte. Die Worte Achill's und ebenso die von Patroklos und Nestor im elften und den folgenden Büchern setzen deutlich voraus, daß die Demüthigung der Griechen vor ihm, nach der er dürstet, erst mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit in der Zukunft zu erwarten ist, daß bis dahin noch keine vollständige Abbitte geleistet, das Anerbieten, Briseis zurückzugeben, noch nicht gemacht ist, da ja Nestor und Patroklos, so sehr sie auch wünschen, ihn zur Ergreifung der Waffen zu bewegen, die Sachlage so auffassen, als ob er noch immer ganz dieselbe Veranlassung zum Zürnen habe, wie im Anfang. Wenn wir überdies das erste Buch, welches die Achilleis eröffnet, näher betrachten, so werden wir finden, daß diese Erniedrigung des Agamemnon und der ersten griechischen Helden vor Achill in der That der Schluß des Gedichtes sein würde, denn

Achill verlangt nicht mehr von Thetis, Thetis nicht mehr von Zeus, als daß Agamemnon und die Griechen das Unrecht, das sie ihrem ersten Krieger angethan, im vollen Umfang anerkennen und sich zur Sühne dafür vor ihm bis in den Staub demüthigen sollen. Wir können noch hinzufügen, daß der klägliche Schreck, von dem Agamemnon sich im neunten Buch erfüllt zeigt, als er die flehende Botschaft an Achill sendet, wie auf der einen Seite durch den Grad des Unglücks, das die Griechen im vorhergehenden (achten) Buch erfahren haben, nicht ausreichend motivirt, so auf der andern Seite mit der Tapferkeit und dem hohen Muthes schwer vereinbar ist, die er im Beginn des elften Buches im Kampfe an den Tag legt. Die Lage der Griechen wird erst dann verzweifelt, als ihre drei großen Führer, Agamemnon, Odysseus und Diomedes, durch Wunden kampfunfähig geworden sind; dies ist das unheilbare Unglück, das auf Patroklos und durch ihn auf Achill einwirkt. Das neunte Buch, wie es jetzt steht, scheint mir ein von fremder Hand der ursprünglichen Achilleis angefügter Zusatz, der ganz danach angelegt ist, das neunzehnte Buch, welches die wirkliche Versöhnung der beiden feindlichen Helden berichtet, vorwegzunehmen und zu verderben. Ich wage noch hinzuzufügen, daß es den wilden Stolz und Egoismus Achill's alle zulässigen Grenzen übersteigen läßt und verlegend auf das Gefühl einer Nemesis wirken mußte, das so tief im griechischen Geiste wurzelte. Wir verzeihen ihm jede Ausschreitung in der Wuth gegen die Trojaner und Hektor nach dem Tode des Patroklos; aber daß er trotz der Wiedererstattung, trotz der flehentlichen Bitten der Griechen und trotz der reichsten Entschädigungsgaben, die sie ihm bieten, ungerührt bleibt, das Alles verräth eine nicht mehr menschliche Unversöhnlichkeit, wie sie sicherlich weder der Dichter des ersten, noch der Dichter der letzten zwölf Bücher zu schildern sucht." (Band II, 234—244.)

Wir können uns mit der Unterscheidung, die Hr. Grote vertritt, soweit einverstanden erklären, daß wir zugestehen, er habe die Theile, welche möglicherweise Zusätze zu dem ursprünglichen Gedicht sein können, und die, welche es nicht sein können, sehr richtig gesondert. Wenn das Gedicht aus einer ursprünglichen Grundlage und einer späteren Erweiterung besteht, so müssen die von ihm bezeichneten Bücher, oder wenigstens einige von ihnen, die hinzugefügten Theile bilden. Davon aber, daß diese Bücher, oder auch nur das neunte, das ihm so überaus anstößig erscheint, wirklich spätere Zusätze sind, hat er uns nicht zu überzeugen vermocht,

so gewichtig auch einige von den Erwägungen sind, die er geltend macht.

Allerdings fördern die Bücher vom zweiten bis einschließlich dem siebenten in keiner Weise die Handlung, insofern sie von dem Zorn des Achilles abhängt, und es ist auffallend, daß Zeus während dieses Zwischenraumes nicht nur die Erfüllung seines der Thetis gegebenen Versprechens aufschiebt, sondern es auch gänzlich vergessen zu haben scheint und sich in seiner Handlungsweise und seinen Plänen durch ganz andere Erwägungen leiten läßt. Der letztere Umstand ist ein ernster Fehler in dem Bau der Fabel, aber ein Mangel in der Arbeit ist kein Beweis für eine Mehrheit von Arbeitern, und wenn der Dichter beabsichtigte, aus seinem Gedicht ebensowohl eine Ilias wie eine Achilleis zu machen, so würde er in jedem Fall eine Schwierigkeit dieser Art zu überwinden gehabt haben, und wir brauchen nicht anzunehmen, daß er sie nothwendig erfolgreich überwunden haben müßte. Wenn aber auch diese Bücher streng genommen nicht zur Achilleis gehören, so fördern sie doch in bemerkenswerther Weise die Wirkung derjenigen Theile des Gedichtes, welche wirklich zu ihr gehören. In keinem Epos concentrirt sich das Interesse ausschließlich in einer Person; selbst in der Achilleis flößt nicht nur Achill, sondern es flößen auch die Griechen und selbst die Trojaner eine lebhaftere Sympathie ein; und wie sehr diese Sympathie durch die vorausgegangenen Bücher gesteigert wird, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Der Erfolg der Griechen im vierten und fünften Buch vertieft nicht nur die Empfindung für ihr späteres Unglück, dem er den Charakter eines Glückswechsels gibt, während die Thaten des Ulyß und Diomed den Eindruck ihrer Noth nach deren Verwundung erhöhen, sondern vor Allem sind es diese Bücher, die uns mit den meisten leitenden Charakteren der späteren Theile bekannt machen und uns Interesse für sie einflößen. Welchen Grund insbesondere würden wir haben, mit Hector, der doch offenbar nach der Absicht des Dichters Gegenstand eines starken persönlichen Interesses werden soll, zu sympathisiren, wenn nicht die schönen Scenen mit Paris und Helena im vierten Buch, mit Andromache und Hecuba im sechsten und mit Ajax im siebenten vorangegangen wären? Ohne die Bücher, welche Hr. Grote aus dem ursprünglichen Plan streicht, würde mit Ausnahme der liebenswürdigen Charaktere von Patroklos und Sarpedon kaum etwas in dem Gedichte ein wirkliches persönliches Interesse erregen.

In Bezug auf das neunte Buch gestehen wir das Vorhandensein von Schwierigkeiten zu. Die vornehmste darunter ist die An-

rede Achill's an Patroklos im elften Buch*), die allerdings voraussetzen scheint, daß bis dahin noch keine Genugthuung angeboten, keine demüthige Bitte versucht worden war. Hr. Grote citirt noch einige Stellen, welche dieselbe Voraussetzung zu begründen scheinen, aber, wie ich glaube, keine, die große Schwierigkeiten macht, wenn man mit dieser fertig zu werden vermag. Andererseits bietet seine eigene Theorie Schwierigkeiten. Er hilft sich über drei weitere Anspielungen auf die Vorgänge im neunten Buch damit hinweg, daß er sie für Interpolationen erklärt, aber er hat eine von größerer Bedeutung im sechszehnten Buch übersehen, wo Achilles zu Patroklos sagt, jetzt, wo der Feind bis zu den Schiffen gedrungen, sei die Zeit gekommen, die, wie er gesagt habe, seiner Rache ein Ende machen werde**). Wie der Text jetzt steht, hatte er dies nirgends gesagt als in seiner Antwort an die Gesandtschaft. Wollte man einwenden, daß auch diese Stelle eine Interpolation sei, so würde ich noch immer geltend machen, daß es den Charakter Achill's verkennen hieße, wenn man annehmen wollte, daß er seinen Zorn selbst in diesem äußersten Fall so weit aufgegeben haben würde, um ihnen Hilfe zu senden, wenn ihm gar kein Anerbieten von Entschädigung oder Genugthuung gemacht worden wäre, wenn Agamemnon und die Griechen ihren Fehler noch nicht anerkannt und sich vor ihm gedemüthigt hätten. Was das Argument anbelangt, daß Achill eine nicht mehr menschliche Wildheit an den Tag lege, die mit dem griechischen Gefühl einer Nemesis im Widerstreit stehe, so vermögen wir die Sache nicht in demselben Licht zu sehen. Wir entschließen uns nur schwer, irgend eine Ansicht des Verfassers über einen Punct griechischer Ge-

*) *Διε Μενουτιάδη, τῷ ξυῶ κεχαρισμένε θυμῷ,
Νῦν ὁίω περὶ γούνατ' ἐμὰ στήσεσθαι Ἀχαιοὺς
Λισσομένους· χρεῖὸν γὰρ ἰκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός.*

Il. XI, 608—10.

***) *Ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν· οὐδ' ἄρα πως ἦν
Ἀσπερχὲς κεχολώσθαι ἐνὶ φρεσίν· ἦτοι ἔφην γε
Οὐ πρὶν μηριθμὸν καταπαυσέμεν, ἀλλ' ὅπου ἂν δῆ
Νῆας ἐμὰς ἀφίκηται αὐτῆ τε Πτόλεμος τε.*

Il. XVI, 60—63.

[Der Uebers. und Herausg. glauben die Grenzen, die sie sich grundsätzlich gezogen haben, nicht zu überschreiten, indem sie daran erinnern, daß ἔφην auch hier das heißen kann, was es in derselben Phrase (ἦτοι ἔφην γε) z. B. Odys. XI, 430 bedeutet, nämlich: „ich sagte mir,“ „ich glaubte,“ wodurch die vom Verf. angenommene Beziehung auf eine vorher gethane Aeußerung entfällt.]

Neugierde in Frage zu stellen, aber wir wissen nicht, welche Weise er dafür hat, daß die griechische Vorstellung von einer Nemesis, wie sie in der berühmten Unterredung Solons mit Krösus hervortritt und später im attischen Drama eine so bedeutende Rolle spielt, bereits in der homerischen Zeit zu existiren angefangen hatte. Wir möchten eher glauben, daß dies einer der Punkte war, in welchen sich die feierlichere und ernstere Theologie der historischen griechischen Zeit von dem lebendigen Anthropomorphismus des homerischen Pantheons unterschied. Wir finden keine Spur davon in Homer oder Hesiod. Allerdings finden wir, daß die homerischen Gottheiten an den Sterblichen schwere Rache nehmen, nicht für Stolz oder Ueberhebung im Allgemeinen, sondern für irgend eine besondere Verletzung ihrer eigenen Würde und namentlich für jeden anmaßenden Versuch, ihnen den Vorrang streitig zu machen. Eine derartige Herausforderung ist es, um derentwillen Thamyris durch die Mufen das Licht seiner Augen, Niobe durch die Pfeile des Apollo und der Artemis ihre Kinder verliert. Aber Achill macht sich im neunten Buch keines solchen Vergehens, keines Ungehorsams gegen die göttlichen Mächte schuldig. Kein Gott, keine Göttin hat ihm befohlen, seinen Zorn fahren zu lassen, wie Pallas ihn im ersten Buch hindert, sein Schwert zu ziehen, oder wie Zeus im vierundzwanzigsten Buch ihm durch Thetis befehlen läßt, den Leichnam Hektor's zurückzugeben. Diesen Weisungen gehorcht er sogleich und ist überhaupt als ein durchaus frommer Held dargestellt. Auch sind wir keineswegs geneigt zuzugeben, daß seine Unversöhnlichkeit über das Maß hinausgeht, welches der Geist jener Zeit bei einem Charakter von heftiger Leidenschaft noch natürlich finden konnte. Er soll durchaus keinen fehlerlosen Helden vorstellen; auch zeigt er im neunten Buch keineswegs eine Wildheit, die mit der zu vergleichen wäre, welche er im sechszehnten Buch an den Tag legt, wo er sogar noch in dem Augenblick, als er Patroklos den Griechen zu Hilfe zu senden im Begriff steht, den heißen Wunsch ausdrückt, alle Griechen und Trojaner möchten den Untergang finden und nur sie beide übrig bleiben, um Troja zu erobern. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß einige von den edleren Zügen Achills nirgends so wirksam hervortreten, wie in dem neunten Buch; dazu gehört nebst seiner fürsüßlichen Höflichkeit im Empfang der Gesandten, die mit dem Geist der besten Rittergedichte wetteifern kann, jener Abscheu vor Verstellung, die ebenfalls mehr dem ritterlichen als dem griechischen Geist entspricht, die aber für das Ideal seines Charakters nothwendig war und die er so nachdrücklich in den oft citirten Versen ausspricht:

„Ἐχθρὸς γάρ μοι κείνος ὁμῶς Ἰδίαο πύλησιν
Ὅς ἕτερον μὲν κεύθῃ ἐνὶ φρεσίν, ἄλλο δὲ εἶπη.“

Was das zehnte Buch anbelangt, so sprechen, wie ich glaube, gewichtige Gründe für die Ansicht der Kritiker, daß das glückliche nächtliche Unternehmen des Ulyß und des Diomed geschickt eingeschoben ist, nicht nur um die rasche Aufeinanderfolge von Schlacht auf Schlacht zu unterbrechen, sondern auch um die Stimmung und den Muth der Griechen nach den Unglücksfällen des achten Buches neu zu beleben. Wir können Hrn. Grote nicht beipflichten, wenn er es schwer glaublich findet, „daß der Verfasser des fünften Buches (der Aristeia des Diomed) sich dazu herbeigelassen haben sollte, den Helden, den er so glänzend verherrlicht und den er sogar zum Sieger über Ares macht, in der Weise zu verwenden, daß er ihn ohne höhern Zweck und ohne besondere Nothwendigkeit die eben angekommenen Thracier im Schlafe abschlachten läßt“. Die Tödtung von Wehrlosen, wenn sie nur Feinde und keine *ἰκέται* oder Schutzflehende waren, hatte ja für das griechische Gefühl selbst in einer vorgeschrittneren Zeit nichts besonders Widerstrebendes, während ein Hinterhalt in der Ilias ausnahmslos als der gefährlichste Dienst und als die entscheidendste Probe, die der Muth eines Kriegers zu bestehen haben kann, dargestellt wird. Eine homerische Zuhörerschaft vermochte in diesem unritterlichen Gemetzel wohl kaum etwas anderes zu sehen, als die wirkliche Unerblichkeit der beiden Helden, die sich allein und für einen so gefährlichen Zweck in das Lager der schlafenden Feinde wagen, und in der homerischen Auffassung war dies unzweifelhaft eine That, die dem ausgezeichnetsten Krieger Ehre machte.

Wenn Hr. Grote es für möglich hält, daß die beiden letzten Bücher Zusätze sind, so müssen wir gestehen, daß uns das überrascht. Bei der Art, in der die Griechen zu Homers Zeit und später die feierliche Bestattung auffaßten, können wir uns nicht denken, wie die Handlung des Epos jemals hätte als vollendet gelten können, ehe nicht den beiden Helden, deren Tod die Katastrophe des Gedichts bildet, in herkömmlicher Weise die letzte Ehre erwiesen war. Auch hätte ein griechisches Publicum, wie wir glauben, es unerträglich gefunden, daß Hektor, der Liebling des Zeus, der nur mit dem größten Widerstreben dem Fatum und der öffentlichen Meinung des Olympus seinen Untergang zugestehet, nach seinem Tode von ihm dem schimpflichen Loos überlassen geblieben wäre, das Achill ihm bestimmt hatte und ihm zum Theil angedeihen ließ. Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, wie sehr der Charakter

Achills selbst an Interesse verlieren würde, wenn nicht seine sanfteren Elemente in der Unterredung mit Priamus in so unübertrefflicher Weise in Thätigkeit versetzt würden. Und wenn es auch wahr sein mag, „daß der homerische Mensch gewiß mit ganzer Seele auf den von Achill empfundenen Rachedurst einging,“ so ausschweifend und brutal die Rache auch war, so heißt es doch zu weit gehen, wenn man annehmen will, daß der homerische Mensch ausschließlich mit Achill sympathisirt haben würde. Sicherlich lag dies nicht in Homers Absicht, wofür selbst in der Achilleis Beweise genug vorliegen.

Das Capitel über den „Zustand der Gesellschaft und der Sitten, wie sie uns in der griechischen Sage erscheinen“, ist gesund und einsichtsvoll, aber diesen Gegenstand hatten schon frühere Schriftsteller in einer Weise behandelt, die nicht soviel zu leisten übrig ließ. Einer von den originellen Punkten in der Darstellung unsres Autors ist der Vergleich, den er zwischen den charakteristischen Zügen der heroischen und der historischen Periode anstellt. So ist zum Beispiel das Gefühl der Verpflichtung in der homerischen Periode ausschließlich persönlicher Art. „Persönliche Gefühle gegen die Götter, den König oder ein irgend bekanntes und nahestehendes Individuum füllen das Herz des Menschen gänzlich aus; aus ihnen entspringen alle Beweggründe zum Wohlthun, alle innern Hemmnisse der Gewaltthätigkeit, Feindseligkeit, Raubsucht; und besondere Gemeinschaft, wie besondere Feierlichkeiten sind für ihre Existenz wesentlich“, während nach der Vorstellung des Bürgers des historischen Athens „die große unpersönliche Autorität, welche Gesetz hieß, leitend und feststellend ihre besondere, von religiöser Pflicht und privater Sympathie geschiedene Rolle spielte.“ In dem Rath der Bornehmen und der Agora oder der Volksversammlung, welche, wenn auch ohne bestimmte Verrichtung oder Autorität, den Königen gewöhnlich zur Seite stehen, sieht Hr. Grote die Urelemente der späteren republicanischen Regierungen. Folgende Bemerkung ist von Bedeutung:

„Es gibt noch einen andern Gesichtspunct, der uns veranlassen kann dem Rath und der Agora als wesentlichen Theilen der sagenhaften Regierung der griechischen Gemeinwesen Beachtung zu schenken. Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, die Anwendung öffentlicher Rede als einer ständigen Regierungsmaschine und nächsten Ursache des Gehorsams bis in die gesellschaftliche Kindheit der Nation zu verfolgen. Der Einfluß der Rede auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wird in dem Maße

auffallender, entwickelter und unwiderstehlicher, als wir uns dem Culminationspunct der griechischen Geschichte, dem Jahrhundert, das der Schlacht bei Chäronea vorausging, mehr und mehr nähern. Daß ihre Entwicklung unter den aufgeklärtesten Stämmen des griechischen Namens am bedeutendsten, und unter den stumpfsinnigeren, dem Fortschritt abholderen, am geringsten war, ist eine allgemein bekannte Thatsache und nicht weniger wahr ist es, daß die Herrschaft der Gewohnheit öffentlicher Rede einer der vornehmsten Gründe der geistigen Ueberlegenheit der Nation im Allgemeinen war. Zu einer Zeit, wo alle benachbarten Länder in einer verhältnißmäßig tiefen geistigen Erstarrung verharren, gab es keine andern in genügendem Grade kräftigen und wirksamen Motive für jene so wunderbare Vielfältigung der productiven Geister Griechenlands, als diejenigen, die sich aus dem Lohn ergaben, welcher der öffentlichen Rede zufiel. Die Empfänglichkeit der Menge für diese Art der Leitung, ihre Gewohnheit die Aufregung, welche sie bot, zu suchen und sich ihrer zu erfreuen, und die offene Erörterung praktischer, politischer sowohl wie gerichtlicher Fragen, bei der regelmäßige Formen mit freier Opposition Hand in Hand gingen, das sind die schöpferischen Ursachen, welche solche hervorragende Meister in der Kunst der Ueberredung heranbildeten. Auch wurden auf diese Weise keineswegs blos Redner von Beruf gebildet. Im Hintergrund bildete sich die Lehrfähigkeit aus und dem Trieb zur Speculation wurden interessante Erscheinungen als Material der Beobachtung und Folgerung zu einer Zeit geboten, in der die Wahrheiten der Naturwissenschaft fast unzugänglich waren. Wenn die nächste Wirkung die war, die Fähigkeit des Ausdrucks zu steigern, so bestand die zweite, aber nicht minder sichere darin, daß die Gewohnheiten des wissenschaftlichen Denkens entwickelt wurden. Nicht blos die Redekunst eines Demosthenes und Perikles und der Zauber, den Sokrates in der Unterredung übte, sondern auch die philosophischen Speculationen Plato's und die systematische Politik, Rhetorik und Logik von Aristoteles lassen sich auf dieselben allgemeinen Tendenzen des griechischen Volksgeistes zurückführen und wir finden den Keim dieser reichen Entwicklung in dem Senat und der Agora der sagenhaften Zeit" (Band II, 105—106).

Gelegentliche Bemerkungen dieser Art über die Umstände, welche einen Einfluß auf die Besonderheiten des griechischen Charakters und der griechischen Civilisation äußerten, begegnen uns häufig in den beiden ersten Capiteln, die über das historische Griechenland handeln und zwar über die griechische Geographie und

„das hellenische Volk der ersten historischen Zeit im Allgemeinen“. Hr. Grote legt diesen Betrachtungen keinen höhern Werth bei als sie verdienen. Er gibt sich nicht den Anschein, den Gegenstand erschöpfen zu wollen und behauptet nicht, daß die von ihm angeführten Gründe die gesammte Wirkung erklären, sondern er hebt die natürlichen Tendenzen der einzelnen einflußreichen Thatsachen in dem Maß hervor, als er diese der Reihe nach seiner Besprechung unterzieht. Das folgende (Band II, 298—302) mag als gelungene Probe dienen.

„Die Configuration des griechischen Bodens, die in so vielfacher Beziehung der der Schweiz gleich, übte auf den Charakter und die Geschichte des Volkes zwei Wirkungen von großer Bedeutung. Erstlich verstärkte sie in beträchtlichem Maße seine Vertheidigungsfähigkeit; sie schloß das Land gegen jene Einfälle aus dem Innern des Continents ab, die alle seine festländischen Colonien der Reihe nach unterwarfen; gleichzeitig machte sie jeden einzelnen Bruchtheil des Volkes den Angriffen der übrigen Theile schwerer zugänglich und übte also einen gewissen conservativen Einfluß zu Gunsten des Besitzstandes der factischen Inhaber eines Gebietes. Dann aber erhielt sie auch die einzelnen Abtheilungen des griechischen Volkes, während sie dieselben vor Eroberung schützte, politisch gesondert und gab ihrer Autonomie Dauer. Sie förderte das mächtige Princip der Abstosung, das selbst das kleinste Städtchen geneigt machte, sich als ein politisches, von dem übrigen Körper getrenntes Ganzes einzurichten und jeder Idee einer gütlichen oder gewaltsamen Verschmelzung mit andern zu widerstreben. Einem modernen Leser, der an große politische Verbände und an die Bürgschaften für eine gute Regierung gewöhnt ist, welche das Repräsentativsystem gewährt, kostet es eine gewisse geistige Anstrengung, sich in eine Zeit zurückzuversetzen, wo selbst das kleinste städtische Gemeinwesen so hartnäckig an seinem Recht, sich selbst Gesetze zu geben, festhielt. Nichtsdestoweniger war diese Gewohnheit und dieses Gefühl in der ganzen alten Welt, in ganz Italien, Sicilien, Spanien, Gallien allgemein; bei den Hellenen fällt aber dieser Zug besonders auf und zwar aus mehreren Gründen, — erstlich weil sie die Vervielfältigung autonomer Einheiten auf die Spitze getrieben zu haben scheinen, wenn man erwägt, daß selbst Inseln, die nicht größer als Peperethos und Amorgos waren, zwei oder drei gesonderte Stadtgemeinden umfaßten; zweitens, weil sie zuerst in der Geschichte der Menschheit scharfsinnige systematische Denker über Fragen des Staatslebens hervorbrachten, die sämmtlich die autonome Stadt als die unerläß-

liche Grundlage jeder politischen Speculation hinnahmen; drittens, weil diese unheilbare Zersplitterung sich ihnen schließlich trotz ihrer ausgesprochenen geistigen Ueberlegenheit über ihre Sieger verderblich erwies, und endlich, weil ihre Unfähigkeit, sich politisch zu verschmelzen, keineswegs eine mächtige und ausgedehnte Sympathie zwischen den Bewohnern aller der verschiedenen Städte ausschloß, mit der eine beständige Tendenz, sich für zahlreiche Zwecke geselliger, religiöser, erheiternder, bildender und ästhetischer Natur zu verbrüdern, Hand in Hand ging

„Auch ist es keine zu gewagte Voraussetzung, wenn man annimmt, daß dieselben [geographischen] Ursachen auch das ihrige beigetragen haben mögen, jene nirgends entlehnte Entwicklung zu fördern, welche sie so sehr auszeichnet. Allgemeine Sätze über den Einfluß des Klima's und physischer Einwirkungen auf den Charakter sind allerdings unzuverlässig, denn unsere gegenwärtige Kenntniß des Erdballs reicht hin, um uns zu lehren, daß Kälte und Hitze, Gebirge und Ebene, See und Land, feuchte und trockene Atmosphäre mit der größten Verschiedenheit der ihrem Einfluß unterworfenen Bewohner verträglich sind . . . Nichtsdestoweniger können wir es wagen, gewisse, dem Fortschritt günstige Einflüsse, anzuerkennen, die sie in einer Zeit, wo sie sich nicht aus Büchern unterrichten und keine höher gebildeten Vorgänger nachahmen konnten, ihrer geographischen Lage dankten. Zunächst möchten wir bemerken, daß diese Lage sie zugleich zu Gebirgsbewohnern und zu Seefahrern machte und ihnen somit eine reiche Fülle verschiedener Gegenstände, Anregungen und Abenteuer bot, ferner darauf, daß jedes kleine Gemeinwesen, in seinem eigenen Felsenest für sich eingebettet, von dem übrigen Körper genügend getrennt war, um ein individuelles Leben und seine besonderen Eigenthümlichkeiten zu besitzen, jedoch nicht so weit, um es den Sympathien der andern Theile zu entfremden, so daß einem beobachtenden Griechen, welcher mit einer bunten Menge halber Landsleute verkehrte, deren Sprache er verstand und deren Idiosynkrasien er zu würdigen wußte, ein reicheres Maß socialer und politischer Erfahrung erreichbar war, als irgend ein anderer Mensch sich in einer so wenig vorgeschrittenen Zeit persönlich anzueignen vermochte. Der Phönicier, dem Griechen als Seefahrer überlegen, durchmaß weitere Strecken und sah eine größere Zahl von Fremden, aber er hatte nicht dieselbe Gelegenheit, mit einer so mannigfachen Menge von Stamm- und Sprachgenossen in engen Verkehr zu treten; seine Beziehungen, die sich auf Kauf und Verkauf beschränkten, umfaßten nicht jene Gegenseitigkeit von Einwirkung und Gegenwirkung,

welche die Menge bei einem griechischen Festspiel durchdrang. Das Schauspiel, das sich hier bot, war eine Mischung von Gleichförmigkeit und bunter Abwechslung, die in hohem Grade die Beobachtungsfähigkeit eines genialen Mannes anregen mußte, der gleichzeitig, wenn er seine Eindrücke mittheilen oder auf dies so gemischte und verschiedenartige Publicum einwirken wollte, die besondern Eigenthümlichkeiten seiner Stadt oder seines Staates abschütteln und etwas vorbringen mußte, was mit dem allgemeinen Gefühl im Einklang stand.“

In den sechs Capiteln, welche den zweiten Band schließen, faßt Hr. Grote die Summe alles dessen zusammen, was wir über die frühesten Lage derjenigen griechischen Staaten wissen, deren eigentliche Geschichte erst mit den Perserkriegen beginnt und führt die Geschichte der peloponnesischen Griechen bis auf die Zeiten des Krösus und Pisistratus herab. Die fragmentarische Natur der Ueberlieferung und die gewissenhafte Strenge des Autors, der sich ein Bedenken daraus macht, den Mangel an beglaubigten Thatfachen durch Theorien und Hypothesen zu ersetzen, lassen diese Capitel mit einer einzigen Ausnahme etwas dürftig erscheinen. Diese Ausnahme bildet das Capitel, welches die Gesetzgebung Lykurgs, das erste Ereigniß von hervorragender historischer Bedeutung in der Geschichte Griechenlands behandelt.

Obgleich man kaum behaupten kann, daß über die Persönlichkeit Lykurgs irgend etwas bekannt ist, so zweifelt doch Hr. Grote nicht daran, daß ein solcher Mann existirt hat und daß die besondern spartanischen Einrichtungen das Werk eines einzigen Gesetzgebers waren. So außerordentlich es in der That erscheinen mag, daß ein Mann oder selbst ein Verein von Männern Macht genug besessen haben soll, ein so merkwürdiges System von Sitten und Einrichtungen nicht nur einzuführen, was verhältnißmäßig noch wenig sagen will, sondern auch mit dauernder Lebenskraft auszustatten, so ist doch dies System selbst so durch und durch künstlich, daß jeder gewöhnlichere Ursprung noch unwahrscheinlicher wäre; in jedem seiner Theile verräth sich ein systematischer Plan.

Indessen weist Hr. Grote nach, daß die herkömmliche Ansicht über die Lykurgischen Reformen und selbst über die spartanischen Einrichtungen in einem wichtigen Punct, nämlich in Bezug auf die angebliche gleiche Theilung des Grundbesitzes, irrig ist. Er verwirft diese, nicht wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit, da sie an sich nicht so unglaublich ist, wie das, was Lykurg wirklich bewirkte, sondern weil keine Erwähnung davon bei irgend einem Schriftsteller zu finden ist, der zu der Zeit lebte, als die Lykurgischen Einrichtungen

noch in Kraft standen; es liegen Beweise in Menge vor, daß weder Herodot, Thuchides, Xenophon, Plato, Isokrates, noch auch Aristoteles etwas von einer derartigen gleichmäßigen Vertheilung, die mit Lykurg oder Sparta irgend wie in Verbindung stand, gewußt haben. Die Annahme einer solchen Theilung beruht lediglich auf dem Zeugniß Plutarchs, und Hr. Grote glaubt, daß sie nichts weiter war als eine historische Phantasie, die viel später aus der Sehnsucht und den Bestrebungen der patriotischen Partei hervorging, an deren Spitze die reformatorischen Könige Agis und Kleomenes standen.

„Betrachten wir die Lage, in der sich die Stadt zur Zeit Agis des Dritten, etwa 250 v. Chr., befand, so sehen wir, daß die Zahl der Bürger sehr zusammengeschmolzen, die große Mehrzahl derselben in klägliche Armuth versunken, und der gesammte Grundbesitz in wenigen Händen vereinigt war, daß die öffentliche Zucht und die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, soweit es sich um die Reichen handelte, in bloße Formalitäten ausgeartet waren, daß eine große Zahl von Fremden oder Nichtbürgern in der Stadt wohnte, da die alte Xenelastie oder Ausweisung der ansässigen Fremden längst aus der Uebung gekommen war, und daß sie eine mächtige Capitalistenclasse bildeten, und endlich, daß die Würde und das Ansehen des Staates bei seinen Nachbarn ganz und gar verschwunden war. Einem jungen Enthusiasten, wie König Agis, und manchem feurigen Geist unter seinen Altersgenossen schien dieser verkommene Zustand im Vergleich mit dem früheren Ruhm des Staates unerträglich, und sie sahen kein anderes Mittel zur Regenerirung Spartas als die Wiedereinsetzung der armen Bürger in die ihnen entzogenen Rechte, eine neue Theilung des Grundbesitzes, Streichung aller Schulden und die Rückkehr zu der ganzen Strenge der öffentlichen Mahlzeiten und der militärischen Zucht. Agis versuchte es, diese Umsturzmaßregeln, die alles überboten, was je ein Demagoge zur Zeit der äußersten Demokratie in Athen ins Auge zu fassen gewagt hätte, mit der Zustimmung des Senates und der Versammlung, der sich die Reichen zu fügen schienen, durchzusetzen. Seine Aufrichtigkeit wird durch den Umstand bezeugt, daß er sein eigenes Vermögen und das seiner weiblichen Verwandten, die zu den größten Vermögen des Staates gehörten, als erstes Opfer dem gemeinsamen Schatz darbrachte. Indessen ließ er sich von grundsatzlosen Helfern hintergehen, und fand bei dem fruchtlosen Versuch, seinen Plan durch Ueberredung durchzusetzen, seinen Tod. Sein Nachfolger Kleomenes setzte später einen im wesentlichen ganz ähnlichen Wechsel mit Gewalt wirklich durch,

obwohl das Dazwischentreten fremder Waffen ihn und seine Einrichtungen bald wieder stürzte.

„Dieser Zustand der öffentlichen Meinung nun, welcher in Sparta jene Pläne von Agis und Kleomenes hervorrief, verschaffte auch zuerst der historischen Phantasie Eingang, welche die absolute Gütergleichheit, von der Aristoteles und seine Vorgänger nichts wissen, als eine ursprüngliche Lykurgische Einrichtung darstellte. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie sehr ein solcher Glaube voraussichtlich die Pläne der Neuerer fördern mußte, und ohne irgend eine überlegte Täuschung vorauszusetzen, können wir es doch nicht auffallend finden, daß die Voreingenommenheit der enthusiastischen Patrioten eine alte ungeschriebene Gesetzgebung, von der sie durch mehr als fünf Jahrhunderte getrennt waren, zu Gunsten ihrer Lieblingsideen deutete. Der Lykurgischen Zucht wohnte im hohen Grade die Tendenz bei, den Geistern die Idee der Gleichheit aller Bürger, das heißt die Negation jeder Ungleichheit, die nicht auf irgend einer persönlichen Eigenschaft beruhte, geläufig zu machen, insoweit sie die Gewohnheiten, Genüsse und Fähigkeiten der Armen und Reichen gleich machte, und diese in der Idee und der Tendenz liegende Gleichheit, in der sich der Wunsch des Gründers auszusprechen schien, wurde von den späteren Reformatoren zu einer positiven Einrichtung hinaufgeschraubt, die er ursprünglich verwirklicht habe, von der aber seine entarteten Nachfolger abgewichen seien. Es wird uns nicht schwer werden zu begreifen, daß sie [diese Hypothese] bald aufrichtigen Glauben fand, wenn wir uns daran erinnern, wie viele ähnliche Täuschungen selbst in unserer Zeit, die doch historische Genauigkeit ungleich mehr begünstigt, zur Geltung gelangt sind, und in welcher falscher Färbung das politische Gefühl unserer Tage manche Fragen der alten Geschichte, wie das sächsische Witenagemote, die magna charta, das Entstehen und Wachsthum des englischen Hauses der Gemeinen oder selbst das Armengesetz Elisabeths dargestellt hat.“ (Band II, 527—530.)

Die Besonderheit Spartas bestand nicht in der Gleichheit der Vermögen, sondern in dem consequenten Bemühen es dahin zu bringen, daß Reiche und Arme in derselben Weise leben, und zwar nicht für sich, sondern als Geschöpfe und Werkzeuge des idealen Wesens, das Staat hieß, leben sollten. Das Mittel, das der Gesetzgeber für diesen Zweck anwendete, war nicht die Zerstörung des Privatvermögens selbst, sondern die Beseitigung jeder Möglichkeit es für sich zu genießen. Durch einen festgesetzten Naturalbeitrag, den jeder Bürger beisteuerte, wurden die öffentlichen Tische unter-

halten, an denen alle Spartaner von ihren Kinderjahren bis zu ihrem Tode dasselbe frugale Mahl einnahmen.

„Sie [die Spartaner] lebten gewöhnlich in der Deffentlichkeit, immer entweder selbst der Gegenstand gymnastischer und militärischer Abrihtung, oder Kritiker und Zuschauer derselben, immer in den Fesseln und unter dem Zwange eines theils kriegerischen, theils mönchischen Regimentes, waren der Unabhängigkeit einer besonderen Häuslichkeit entfremdet, sahen in den ersten Jahren ihrer Ehe selbst ihre Gattinnen nur verstohlen, und standen nur in geringer besonderer Beziehung zu ihren Kindern. Sie waren der beständigen Ueberwachung und Einwirkung nicht nur ihrer Mitbürger, sondern auch besonderer, vom Staate bestellter Censoren oder Hauptleute unterworfen, und brachten ihre Tage mit den öffentlichen Uebungen und Mahlzeiten, ihre Nächte aber in den öffentlichen Lagerhütten zu, denen sie angehörten. . . .

„Die Parallele zu Lykurgs Einrichtungen findet man in der Republik Plato's, der das spartanische System ausgewählter, sorgfältig ausgebildeter Hüter billigt, welche das Gemeinwesen nach ihrem Ermessen leiten; dabei waltet allerdings der gewichtige Unterschied ob, daß der spartanische Charakter, wie ihn Lykurg bildete, einen niedrigen Typus repräsentirte, da er durch ausschließliche und übertriebene körperliche Zucht wild und trotzig wurde, selbst den ersten Elementen der Wissenschaft fremd blieb, ganz in dem engen Kreis seiner Specialitäten aufging, alles, was darüber hinauslag, zu verachten gelernt hatte, und zwar alle Eigenschaften besaß, welche die Herrschaft verschaffen, aber keine von denen, welche die Herrschaft bei den Unterthanen beliebt oder für sie ersprießlich machen können — während die Gewohnheiten und Eigenschaften der Hüter, wie sie Plato sich ausmalt, eben so umfassend wie menschenfreundlich sind, und sie in den Stand setzen, nicht nur zu herrschen, sondern für Zwecke des Schutzes, der Versöhnung, der Erhebung zu herrschen. Sowohl Plato wie Aristoteles dachten sich als Ideal der Gesellschaft etwas in der Weise des spartanischen Typus, einen erlesenen Verein von Bürgern mit gleichen Vorrechten, die, jeder industriellen Beschäftigung entrückt, einer öffentlichen und gleichförmigen Heranbildung zu unterziehen wären; beide gestehen (mit Lykurg) zu, daß der Bürger nicht sich selbst, noch seiner Familie, sondern dem Staat angehört; beide aber äußern zugleich ihr Bedauern darüber, daß die spartanische Heranbildung nur eine Seite der menschlichen Tugend berücksichtigte, diejenige nämlich, welche ein Zustand des Krieges in Anspruch nimmt; die Bürger waren in eine Art Garnison verwand-

delt, die in ewiger Waffenübung begriffen, stets des Aufrufs zum Kampf gegen die Heloten im innern, oder gegen auswärtige Feinde gewärtig sein mußte Wenn wir die allgemeine Unsicherheit des griechischen Lebens im neunten oder achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, und vor allem die gefährdete Lage der kleinen Schaar dorischer Eroberer in Sparta und seinem Bezirk, mit unterjochten Heloten im eigenen Land und unbezwungenen Achäern rings um, in Erwägung ziehen, . . . so wird die Ausschließlichkeit des Zieles, das sich Lykurg steckte, leicht begreiflich; was aber wahrhaft überraschend wirkt, ist die Gewaltthätigkeit seiner Mittel und der von ihm erzielte Erfolg. Die Verwirklichung seines Planes schuf bei den 8000 oder 9000 spartanischen Bürgern unerreichte Gewohnheiten des Gehorsams, der Kühnheit, Selbstverleugnung und militärischen Tüchtigkeit, — jene vollkommene Unterwerfung des Individuums unter die heimische öffentliche Meinung, die jeden Spartaner den Tod dem Preisgeben der spartanischen Grundfäße vorziehen ließ, — einen glühenden Ehrgeiz bei jedem einzelnen, sich innerhalb der Sphäre vorgeschriebener Pflichten auszuzeichnen, neben sehr wenig Ehrgeiz für irgend einen andern Zweck. In welcher Weise ein so strenges System individueller Heranbildung — der Herrschaft über das gesammte Thun und Denken jedes Bürgers von der Wiege bis zum Grab — bei irgend einem Gemeinwesen zuerst in Wirksamkeit gesetzt werden konnte (jedenfalls eine schwerere Aufgabe als irgend eine politische Revolution) —, das zu entdecken ist uns nicht mehr gestattet; selbst der Einfluß, den ein tiefernster und thatkräftiger Mann aus dem Geschlecht der Herakliden, unterstützt von der noch mächtigern Wirksamkeit des delphischen Gottes, der hinter ihm stand, auf den intensiv religiösen Sinn des spartanischen Volkes üben konnte, erklärt uns diese so merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Menschheit nicht ausreichend, wenn wir nicht annehmen, daß diese Factoren durch ein Zusammentreffen von mitwirkenden Umständen begünstigt wurden, über die uns die Geschichte nichts berichtet, und daß die vorausgegangenen Wirren eine Höhe erreicht hatten, welche den Bürgern jeden Preis für Beseitigung des unerträglichen Zustandes annehmbar erscheinen ließ." (Band II, 504—519.)

Es hat sich in Wahrheit die wunderbare Biegsamkeit des menschlichen Geistes und seine Fähigkeit, sich durch künstliche Veranstellungen beeinflussen zu lassen, niemals wieder in so erstaunlicher Weise bethätigt. Ist es doch dem lacedämonischen Gesetzgeber vollständig gelungen, auf viele Generationen hinaus aus der Gesamt-

heit der spartanischen Krieger in Sparta genau das zu machen, was er aus ihr machen wollte. In Sparta, — müssen wir allerdings hinzufügen, denn ein Spartaner außerhalb Spartas war, zum mindesten zur Zeit des Uebergewichtes seines Landes, nicht nur der herrschsüchtigste und anmaßendste, sondern auch trotz oder vielmehr, in Folge einer natürlichen Reaction, wegen seiner ascetischen Zucht der habsüchtigste und bestechlichste aller Griechen; keiner fiel so leicht den Versuchungen des Glanzes und der Schwelgerei zum Opfer. Doch war eine solche gewohnheitsmäßige Verleugnung der gewöhnlichen persönlichen Interessen, ein solches Aufgehen in einer Idee mit Kleinlichkeit des Geistes nicht verträglich. Die meisten Anekdoten über einzelne Lacedämonier und ihre unaufbewahrten Aeußerungen athmen eine gewisse Großartigkeit des Sinnes, obwohl der lacedämonische Staat, welcher den Gegenstand dieser Verehrung bildete und gewohnt war Opfer zu empfangen und nicht zu bringen, in seiner politischen Haltung oft eine ganz auffallende Kleinlichkeit und eine maßlose Selbstsucht an den Tag legte, welche durch die Verblendung und selbst durch die unspartanische Feigheit, die sie erzeugte, beständig ihre eigenen Zwecke verteilte.

Das also waren die Spartaner, diese erblichen Tories und Conservativen Griechenlands, die für die Moralisten und Philosophen des weit edlern und auch weit größern und weisern athenischen Staates ein Gegenstand übertriebener Bewunderung waren, weil die höhern Geister zweiten Ranges in einer gebildeten Zeit und bei einem gebildeten Volk in der Regel in einer übertriebenen Opposition gegen den Geist ihrer Zeit und ihres Volkes stehen, und zu den Fehlern hinneigen, welche denen entgegengesetzt sind, mit welchen sie täglich im Kampfe stehen. Für Männer, welche sich veranlaßt fühlten, das Gesetz gegen die Willkür, Erbweisheit gegen sophistische Spitzfindigkeiten und rhetorische Künste zu vertheidigen, war Sparta das beständige Musterbild der Ehrfurcht vor dem Gesetz und der Anhänglichkeit an alte Grundsätze. Die Umwälzungen, welche unaufhörlich jeden andern griechischen Staat gefährdeten und vor welchen selbst Athen nicht ganz sicher war, bedrohten Sparta niemals. Die Festigkeit der spartanischen Verfassung und die Consequenz der spartanischen Grundsätze imponirten den Griechen im hohen Grade. „Es war die einzige Regierung in Griechenland, welche ihre ununterbrochene friedliche Abstammung bis auf ein hohes Alterthum und bis auf ihren wirklichen oder vermeintlichen Gründer zurückführen konnte;“ und dies war, wie wir mit Hrn. Grote glauben, einer der Hauptgründe „des erstaun-

lichen Uebergewichts, das die Spartaner über den griechischen Geist erlangten, und das sie, wie sich herausstellen wird, keineswegs einer besondern Geschicklichkeit in Leitung der Staatsangelegenheiten verdankten. Die Festigkeit ihrer politischen Sympathien, die sich bald durch die Vertreibung von Tyrannen und Despoten, bald wieder durch das Umstürzen von Demokratien bewährte, ersetzte die Geschicklichkeit und selbst die anerkannten Mängel ihrer Regierung wurden oft durch das Gefühl der Ehrfurcht vor ihrem hohen Alter und ihrer ununterbrochenen Dauer gegen Angriffe geschützt.“ (Band II, 477.)

Der Leser, welcher den gegenwärtigen Stand unsrer Kenntniß der griechischen Welt zu beurtheilen weiß, wird aus dem bisher Gesagten entnehmen können, daß das vorliegende Werk als Beitrag zu dieser Kenntniß bereits sehr viel geleistet hat und noch mehr zu leisten verspricht. Der Autor wird an vertrauter und genauer Bekanntschaft mit dem ganzen Gebiet der griechischen Literatur und Alterthumskunde selbst von deutscher Gelehrsamkeit nicht übertroffen, während keiner seiner Vorgänger ihm an philosophischer und allgemeiner Bildung und Begabung auch nur nahe kommt.

Man hat den bis jetzt veröffentlichten Bänden den Vorwurf gemacht, daß sie mehr Erörterungen als Geschichte enthalten. Dagegen läßt sich erwidern, daß für die hier behandelten Zeiten ein fortlaufender Fluß der Erzählung unmöglich ist, daß diejenigen, welche von der Geschichte nichts als unterhaltende Erzählung verlangen, diese anderswo in reicher Fülle finden können, daß es die Pflicht des Historikers ist, ebensowohl zu urtheilen und zu beweisen, als zu erzählen und zu behaupten, und daß diese Kritiker zuerst bei der Hand sein würden, einen Schriftsteller zu tadeln, der die herkömmliche Auffassung der Thatsachen durch eine neue, ihm eigenthümliche Auffassung ersetzen wollte, ohne nachzuweisen, durch welches Beweismaterial er sie zu bekräftigen vorbereitet sei. Dazu kommt noch, daß die hier als Beweismittel verwendeten Thatsachen fast immer einen integrirenden Bestandtheil der Darlegung des griechischen Geistes bilden, und daß schon aus diesem Grunde allein Niemand, der griechisches Wesen wirklich verstehen lernen will, wünschen könnte, auch nur eine Seite von Hrn. Grote's beweisführenden Capiteln gestrichen zu sehen.

In den vorliegenden Bänden ist der Styl klar, ungekünstelt und oft sehr treffend und kräftig. Wenn wir etwas daran aussetzen hätten, so wäre dies der zu häufige Gebrauch von griechischen und lateinischen Worten, von denen manche anerkannte, obwohl nicht allgemein gebräuchliche englische Worte, andere hin-

gegen von ihm eronnen und nur dem Gelehrten verständlich sind. In manchen Fällen sind ohne Zweifel diese Worte nothwendig und tragen ihre Rechtfertigung in sich, wie zum Beispiel das Wort „autonom“, das eine politische Idee ausdrückt, die sich durch kein Wort und keine Phrase einer modernen Sprache genau wiedergeben läßt. Dasselbe kann man auch von dem aus dem Lateinischen entlehnten Wort *gens* sagen, das eine dem Alterthum geläufige Verbindung von politischen und religiösen Ideen ausdrückt, die im wesentlichen die nämlichen waren, die jener Ausdruck, wie Niebuhr nachgewiesen hat, in Rom bezeichnete. Indessen würden sich bei einer sorgfältigen Musterung der Bände manche Fälle finden, in denen ähnliche ungewöhnliche Worte gebraucht sind, um einen Begriff auszudrücken, der ebenso gut durch allgemein verständliche Redeweisen ausgedrückt werden konnte.

Rechtfertigung der französischen Februarrevolution gegen die Angriffe Lord Brougham's und Anderer *).

Daß die Vorgänge und die Männer der letzten französischen Revolution in den Augen des gemeinen und selbstjüchtigen Theiles der obern und mittlern Classen wenig Gnade finden, kann wohl Niemanden überraschen, und daß die Tagespresse, die nur das Echo oder soweit es in ihrer Macht liegt, die Vorläuferin der Meinungen und Vorurtheile dieser Classen ist, darnach strebt, sich durch böswillige Herabsetzung jenes großen Ereignisses zu empfehlen, entspricht nur dem gewöhnlichen Lauf der Dinge. Gerechtigkeit gegen die Männer und eine billige Würdigung des Ereignisses verlangen, daß gegen diese unverdienten Angriffe Einsprache erhoben werde. Indessen ist es schwer, mit einem so aalglatten Gegner, wie es ein Zeitungsschreiber ist, zu ringen und unmöglich, den Strom der Verleumdung bis in all die unendlich kleinen Zu-

*) Westminster Review, April 1849. (Der Artikel bezieht sich namentlich auf Lord Brougham's „Brief an den Marquis von Lansdowne über die letzte französische Revolution“, London, bei Ridgway, 1848.)